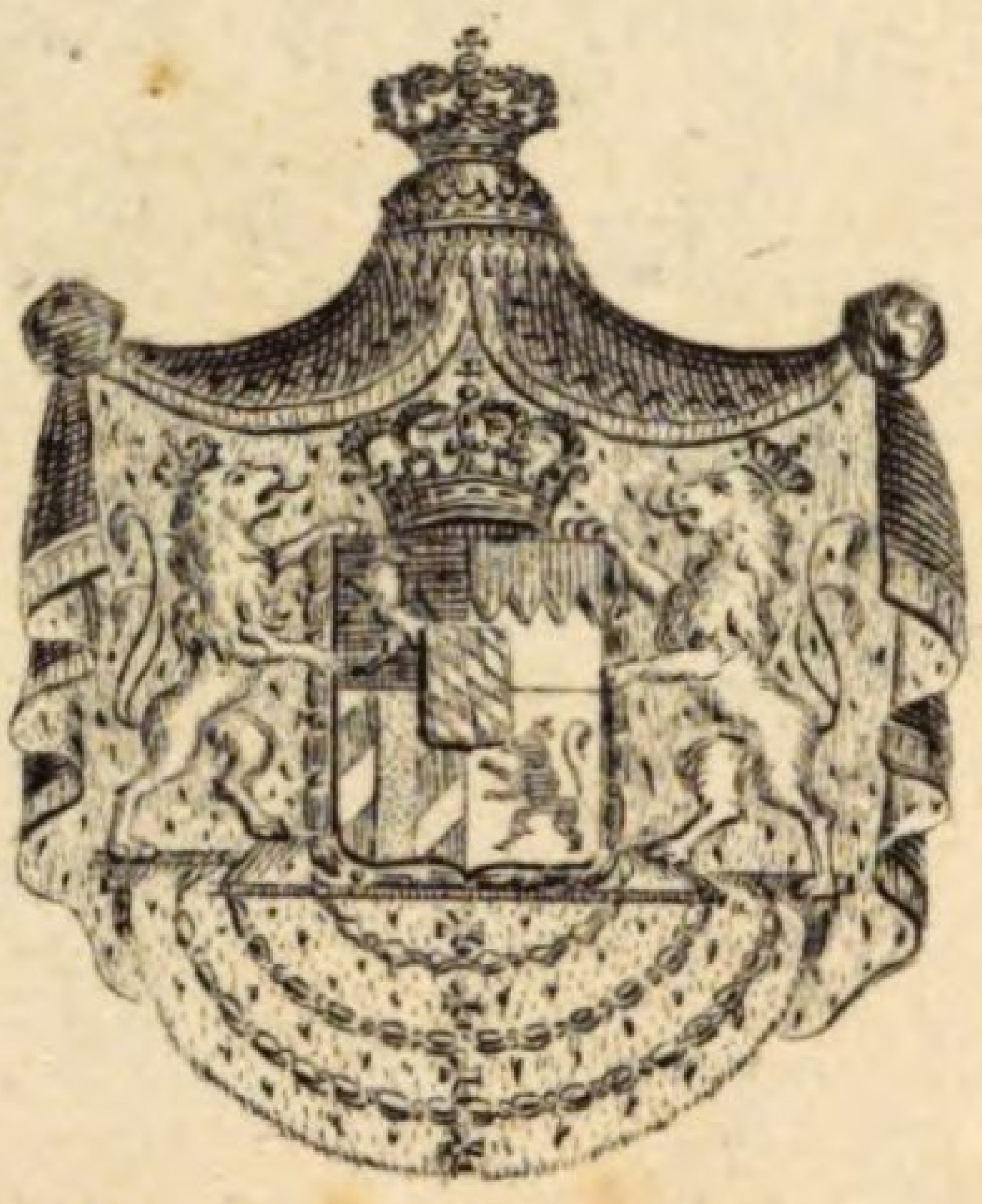
Gymn 64 h

Novali



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36607842990010
<36607842990010
Bayer. Staatsbibliothek

Germanisches Turnbuch,

oder die

Reit-, Jagd- und Fechtkunst,

nach

den neuesten Grundsätzen

dargestellt.

Ein

Hand- und Hausbuch

für

Ritterguts-Besitzer, Offiziere, Forstbeamte, Akademiker,

und

überhaupt für alle gebildete Stände.

Herausgegeben

von

Karl Freiherr von Novali.

Preis: 1 Rthlr.

Augsburg und Leipzig,

in der von Jenisch und Stageschen Verlagshandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wd 66 D

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Vereinigen wir in Gedanken die körperlichen Vollkommenheiten des Naturmenschen mit der Geisteskultur des verfeinerten Erdbewohners: so tritt das schönste Ideal unsrer Gattung hervor, ein Ideal, bei dessen Anblick das Herz stärker schlägt.

Für die Geistesbildung ist durch Universitäten, die zerstreut in unserm lieben teutschen Vaterlande herum liegen, trefflich gesorgt; denn sie verbreiten nicht nur in allen Zweigen der Wissenschaft erfreuliches Licht in unsern Gauen, sondern werfen noch manchen Funken selbst dem fernen Auslande zu. — Weniger ist bis jetzt für

die Körperbildung gesorgt, und dazu sollen auch diese Blätter einen kleinen Beitrag leisten. Der Körper und seine Nerven sollen gegen Witterung und mancherlei Leiden gestärkt, seine Muskeln sollen bis zur möglichsten Fertigkeit zu allen natürlichen Bewegungen, seine Glieder dadurch gelenkig gemacht, seine Sinne geübt werden; kurz, die Maschine soll Dauer, Stärke, Schnellkraft und Gewandtheit erhalten, und sich zu einem möglichst schönen Ganzen entwickeln. — Durch was könnte dies besser, und auf eine für den Teutschen würdigere Art erzweckt werden, als durch die Reit-Fecht- und Jagdkunst? Und sind und waren dies nicht von jeher die Lieblingsbeschäftigungen der Teutschen? Immer suchten sie mit der feinsten Geistesbildung Körperstärke, Körpergewandtheit und überhaupt äußere Grazie zu vermählen. Daher konnte der Dichter mit Recht von ihnen sagen:

„Wir kühnes Volk, wir haben Männer und Greise,
Mit großen, schönen Narben der Schlacht,
Die lieber sterben als leben,
Wenn's gilt für die Freiheit."

Das Reiten ist in jeder Hinsicht eine der gesündesten Bewegungen. Es härtet den Körper ab, erschüttert ihn, bringt die stockenden Flüssigkeiten in den feinsten Gefäßen wieder in Bewegung, erweckt den Appetit, stärkt den Körper, erheitert den Geist und entfernt durch den immerwährenden Wechsel der Gegend und der Gegenstände häusliche Widerwärtigkeiten. Das Auge des Reiters wird nicht beschränkt, keine Naturscene entgeht ihm, Fruchtfelder, Wiesen, Weinberge, Gärten, Wälder, Anhöhen, Thäler, Flüsse, Häuser und Hütten, Viehheerden fleißige Landleute auf ihren Feldern und Mannichfaltigkeiten jeder Art bieten sich dem Auge des Reiters unverhüllt in ihrer vollen Natur und Reinheit dar, weshalb es uns unendlich viel Seelenglück verschafft. — Denn so wie im Freien unser Geistesblick heller und heiterer wird, wenn wir so zu sagen im Anschauen der Natur voll Rührung und wonniger Empfindung uns verlieren, eben so geht auch in unserm Körper eine wohlthätige Veränderung vor; wir athmen reinere Lufttheile ein, weil im Freien mit der athmosphärischen Luft mehr Sauerstoff, mehr Lebensluft vermischt ist, worauf größ-

tentheils die Fortdauer unsers Lebens beruht; es bringt also die Bewegung neue Lebenskraft in den Körper und bereitet ihn zu einer gesunden Bewohnung für den Geist.

Bereits die nämlichen guten Folgen, wie das Reiten, hat auch die Jagd für den Menschen.

Der Ursprung des Zweikampfes verliert sich schon in das graue Alterthum. Homers Helden geben uns Beispiele von Ernstkampf; die Griechen aber bei ihren Olympischen, Isthenischen, Pithischen und Nemeischen Spielen vom Zweikampfe als gimnastische Uebung. Das entfernteste Griechenland strömte zu Wasser und zu Lande in die schönste Provinz des Peloponnes, in die fruchtbaren Gefilde von Elis. Hier sah man ganze Schaaren, selbst aus Sizilien, Italien und Kleinasien, besonders von der großen Halbinsel, nach Olimpia wallen, um den heiligen Spielen beizuwohnen, die durch Herkules einst gestiftet und durch Lykurg und Ifitus, nach einem langen Stillstande wieder hergestellt worden waren. Hier rangen oft Könige mit Bürgern

um Kränze, in welche die innige Verehrung ihrer Mitbürger und unsterblicher Ruhm nicht nur, sondern zugleich Freiheit des Vaterlandes, so wie seiner einzelnen Kinder, nützliche Verwendung vaterländischer Feiertage, das Wohl der einzelnen Familien, ja überall das Schönste und Beßte, was Griechen sich von ihren Gottheiten erbitten konnten, gewunden war.

Im Mittelalter erreichten die Zweikämpfe durch das Ritterthum ihren Kulminationspunkt. Das Ritterwesen in seiner ersten Reinheit trieb die herrlichsten Früchte: reine Minne, hoher religiöser Sinn, lebhaftes Gefühl für unterdrückte Unschuld und für die Rettung derselben — überhaupt alle Tugenden, die wir in dem Ideale schöner Humanität finden, spiegelten sich in demselben.

In der Geschichte des Ritterthums, als es noch in seiner schönsten Blüthe stand, spricht sich die veredelte menschliche Natur in einer Menge von Großthaten aus, die uns mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen dasselbe erfüllen. Unser Herz wird von dem kind-

lich frommen Sinn, von dem festen Glaubensmuth und der gottgeweihten Hingebung dieser Helden erhoben, unser Muth von ihrer alles besiegenden Thatkraft erstarkt und unser Geist von den glänzenden Beispielen ihrer Willensstärke, ihrer Karaktergröße ermuntert und dem Beobachter dringt sich die erfreuliche Ueberzeugung auf, daß die Menschheit unerschöpflich an Kräften, unbesiegbar jedem Geschicke; und der unglaublichsten Anstrengungen fähig ist, sobald sie von einer großen Idee erwärmt wird. Aber eben die Geschichte des Ritterthums giebt uns auch den Beweis von der Vergänglichkeit aller menschlichen Institute, und lehrt uns, daß jedes Zeitalter andere Bedürfnisse habe, weshalb das, was sich früher als nützlich, ja dringend nothwendig erwies, späterhin überflüssig wird; daher denn auch das, was, als es noch seine Zweckdienlichkeit darthat, in einem üppigen Leben blühte, nun als todte Trümmer dasteht, nur noch der Erinnerung an das, was es einst war, geweiht! — Jedoch tröstet sich der Menschenfreund mit dem Gedanken, daß nichts wirklich Gutes verloren gehen kann. Jene hohen Kämpfer für Wahrheit und Recht sind gefallen,

doch ihr Andenken lebt segensvoll fort und ihr großer Zweck ist dem Bunde ein heiliges Vermächtniß geblieben, der unter einer andern Form die Menschheit ihrem schönen Ziele näher führt. — O laßt, Freunde, auch uns dem schönen Bunde angehören!

So gehet denn hin, ihr Blätter, und rufet fort und fort zur Weckung, Uebung und Stärkung teutscher Kraft! Die teutsche Faust und Waffe werde beständig geübt zur Wohlfahrt des Vaterlandes, und zum Schrecken der Feinde desselben; nie aber das Schwert eines Teutschen gegen den teutschen Bruder geschliffen. Steht aber die teusche Freiheit und Selbstständigkeit in Gefahr — dann, teutsche Jünglinge, dann, teutsche Männer, eilet mit Blitzesschnelle herbei, und da gebt im schönsten Strahlenglanze die Proben eurer Fechtkunst! Denn Jenen sind diese Blätter zunächst geweiht, die bei dem Ausbruche eines solchen Krieges ihre Freunde und Heimathgenossen mit des Dichters Worten verlassen:

„Harret unser mit dem Lorbeerkranze,
Denn Ihr werdet uns im Siegesglanze
Oder nie auf Erden wiederseh'n.
Können wir die Freiheit nicht erringen
Mögt ihr uns den Kranz zum Orkus bringen.

Inhalt.

Erste Abtheilung, Reitkunst.

		Seite
1.	Von dem Aufsitzen des Reiters	1
2.	Von des Reiters Stellung auf dem Pferde	5
3.	Von der Haltung der Zügel und der Führung des Pferdes	10
4.	Von dem Sitze des Reiters zu Pferde	13
5.	Von dem Gleichgewicht des Reiters	17
6.	Der Schluß	24
7.	Von den Hilfen	27
8.	Von den Strafen oder Züchtigungen	31
9.	Von den Wendungen	38
10.	Vom Wegreiten von Haus	43
11.	Von dem Gange der Pferde überhaupt, und den natürlichen und künstlichen Gängen insbesondere	44
12.	Der Trab	47
13.	Der Galopp	51
14.	Karriere	57
15.	Von den künstlichen Gängen	60
16.	Vom Uebersetzen über verschiedene Gegenstände	64

Seite

17. Vom Schwimmen des Reiters über Flüsse . 71
18. Vom Stürzen des Reiters mit dem Pferde . 74
19. Vom Zurückgehen der Pferde 78
20. Von den Anstandsregeln beim Reiten . . 81

Zweite Abtheilung, Jagdkunst.

1. Hirschjagd 82
2. Wildschweinjagd 89
3. Rehjagd 91
4. Haasenjagd 93
5. Auerhühnerjagd 96
6. Birkhühnerjagd 98
7. Rebhühnerjagd 99
8. Schnepfenjagd 100
9. Wildentenjagd 103
10. Fasanerie 104
11. Monatliche Uebersicht der Jagdbenutzung . . 107

Dritte Abtheilung, Fechtkunst auf Hieb.

1. Von den Bestandtheilen und Beschaffenheiten der Hauwaffe oder des Haurappiers . . . 113
2. Stellung der Füße zur steilen und verhängten Auslage 114
3. Von der Haltung der Waffe 114
4. Von der Mensur 116

Seite

5. Von den Blößen 116
6. Bewegungen des Kopfes, rechts, links, rückwärts und vorwärts, sowie das Avanciren und Rettiriren 117
7. Parade = Riposte 117
8. Von den Finten 121
9. Einfache Finten 122
10. Doppel = Hiebe 123
11. Doppel = Finten 124
12. Von den Appelhieben 125
13. Von den halben und ganzen Zirkelhieben . . 126
14. Vom Voltiren 127
15. Eigenschaften eines Kontrafechters . . . 129
16. Vom Desarmiren 131
17. Vom Duell 133

Vierte Abtheilung,

das Ritterthum in seiner schönsten Blüthe. Turniere und andere Ritterkämpfe.

1. Vom Ritterstand überhaupt 137
2. Erziehung des Ritters. Edelknabe. Knappen 139
3. Ritterwürde. Feierlichkeiten bei Ertheilung derselben 144
4. Waffen und Rüstung der Ritter . . 151
Lanze 151
Panzer oder Harnisch 152

Seite

Wappenrock 153
Schwert 153
Helm 154
Rittersporn 156
Dolch 157
Schild 158
Blechhandschuh 159
5. Die Turniere 160
Ihr Einfluß auf den Geist des Ritterwesens . 160
Turniergericht 163
Herolde 164
Frauen und Jungfrauen bei Turnieren . . 165
Turnierplatz 165
Vorabend vom Turniere, Vigilice genannt. Vorkämpfe 167
Das eigentliche Turnier 167
Preisevertheilung 170
6. Von den Ernstkämpfen 173
Zweikampf 173
Gesammtkampf 178
7. Irrende, fahrende Ritter. Glänzende Beispiele 181
8. Häusliches Leben innerhalb der Ritterburgen 188
9. Untergang des Ritterthums 191

Erste Abtheilung.

Ueber die Reitkunst.

Von dem Aufsitzen des Reiters.

Gewöhnlich steigt der Reiter auf der linken Seite auf, weil er da erstens die Zügel mit der linken Hand gleich so nehmen kann, wie er sie beim Reiten braucht; zweitens ihm hier weder ein Seitengewehr noch sonst Etwas hinderlich oder nachtheilig wird; und drittens derselbe auf dieser Seite die Kinnkette einlegt, Nasen- und Kehlriemen festschnallt, und den Sattel gurtet; indessen bleibt es doch auch immer nöthig, sich im recht Auf- und Absitzen zu üben, da öfters auch Fälle vorkommen, die dies erfordern.

Das Pferd, welches der Wärter zum Aufsitzen, bis der Reiter ganz sitzt und alles geordnet hat, am besten festhält, wenn er auf der rechten Seite mit derselben Hand den Obertheil der Stange zwischen dem Mund- und Backenstücke fest anfaßt, während die linke, ziemlich weit oben den Steigbügelriemen, um das Drehen des Sattels zu verhindern, herunterziehet, soll auf einem ebenen nicht schlüpfrigem Boden, gerade und mit gleichgestellten Füssen stehen, damit sich der Sattel weniger drehen, das Pferd ruhiger stehen, nachher leichter von der Stelle gehen und präziöser einer schnellen Wendung folgen kann.

Nur Damen, alte, kränkliche oder gebrechliche Per-

sonen und Kinder sollten von einem etwas erhöhten feststehenden Gegenstande aufsitzen, nie aber gesunde, junge Reiter, die dadurch zu ihrem Nachtheil so gerne verwöhnt werden.

Was das Aufsitzen nicht selten auch erschwert, ist ein großer Mantel, mit dem es sich nur dann gut aufs Pferd steigen läßt, wenn der Reiter, nachdem er oben am Halse zugemacht worden, dessen rechte Seite zuvor über seine rechte Schulter wirft, um seinem rechten Fuß Luft zu machen. Nie, oder nur bei äußerst vertrauten Pferden ist es rathsam, den Mantel erst nach dem Aufsitzen umzunehmen, weil der Reiter nicht mehr beide Hände entbehren kann.

Auf die Pferde, die vornen nach dem Reiter hauen, und hinten nach dem Bügel schlagen, kann man sich leicht setzen, wenn man ihnen den rechten Vorder- oder den linken Hinterfuß aufheben läßt, bis man auf ihnen sitzt, während ein zweiter Mensch sie fest am Kopfe hält.

Auf bissige oder schlagende Pferde setzt man sich am sichersten, wenn sie ein handfester Mann nahe an einen erhöhten Gegenstand führt, und den Kopf rechts stellt, weil von da aus der Reiter besser sein Pferd übersieht, sich leichter der Zügel und der Mähne bemeistert, den linken Bügel ohne Haltung findet, und schneller und bequemer Besitz vom Sattel nimmt.

Auf Pferde, die steigen, seitwärts springen, oder vor dem Reiter immer rückwärts gehen, wird der Reiter bequem und sicher kommen, wenn der Reitknecht noch zuvor, ehe er das Pferd bis zu der Stelle, wo aufgestiegen wird, vorgeführt hat, solchem die Augen mit einem Tuche verbindet. Das Verbinden dulden die meisten Pferde von ihren Wärtern, besonders wenn Niemand um sie herum stehet, nur weigern sie sich oft nachher, nicht mehr vorwärts zu wollen, wo dann der Reiter — statt sie durch Zwang vorwärts zu bringen — am klügsten

handelt, wenn er ihnen entgegen gehet, und da aufsitzt, wo er sie trifft.

Nun hat es noch zwei wirksame Mittel, sich auf unartige Pferde zu schwingen, nämlich sich auf der rechten Seite aufzusetzen, was sie der Neuheit wegen gewöhnlich geschehen lassen; und das zweite ist, auf sie im Stalle, während ihr Kopf hoch an die Raufe gebunden ist, sich zu setzen. In diesem Falle macht sie erst nachher der Wärter los, und führt sie mit sammt dem Reiter zum Stalle hinaus. Dem unartigen Pferde während dem Aufsitzen durch den Wärter Brod, Haber oder Zucker vorhalten zu lassen, damit, durch Abziehung seiner Sinne vom Reiter, es gleichsam so lange getäuscht und hintergangen wird, bis er glücklich im Sattel sitzt, ist gleichfalls ein treffliches Mittel.

Von des Reiters Stellung auf dem Pferde

ist ihm, da hiervon dessen Sicherheit, Bequemlichkeit und guter Anstand abhängt, manches mitzutheilen nöthig, indem er, bevor derselbe noch von der Stelle reitet, jedem Körpertheile diejenige regelmässige Richtung anzuweisen hat, die beim Reiten selbst erforderlich ist.

Der Kopf und Hals des Reiters werde ruhig, stet und gerade getragen, nicht ohne Ursache bald rechts und links gedrehet, zurückgelehnt, vorwärts gesenkt oder unnatürlich steif gehalten. Er muß beweglich und frei sein, damit er leicht und anständig, ohne den Oberleib mit zu drehen, alles übersehen kann, was auf ihn oder sein Pferd Einfluß hat.

Der Blick soll offen, freundlich und bescheiden sein, und nie weder Weg noch Pferd ausser Acht lassen, damit er 1) die Strasse und alles, was auf ihr vorgeht, be-

merke, 2) des Pferdes Stellung und 3) hie und da dessen Absicht und Willen gleich im Voraus an seinen Ohren wahrnehmen kann, um in Zeiten Vorkehrungen zu treffen.

Die Schultern muß der Reiter in gleicher Tiefe senken und dabei etwas zurückbiegen, damit die Brust hervorkommt. Anfänger im Reiten ziehen sie vielmals, indem sie sich vergessen, in die Höhe, oder halten sie ungleich: beides ist fehlerhaft, sieht garstig aus, erschweret das Athemholen, ermüdet den Reiter und hindert das Gleichgewicht.

Die Brust muß gewölbt oder hervorstehend gehalten werden, ohne daß darum der Bauch eingezogen zu werden braucht, damit die Rückensäule durchgerichtet werde, was ohne dieß nicht geschehen könnte.

Der Rücken des Reiters, der in Verbindung der Oberschenkel von allen Theilen des Körpers gleichsam steif und unbeweglich zu bleiben und wohl aus den Hüften gezogen sein soll, muß einer aufgerichteten Säule gleichen. Lehnt der Reiter seinen Oberleib zu viel auf die eine oder die andere Seite, während er in gerader Linie reitet, es geschehe dies links oder rechts, so läuft er ausserdem, daß es häßlich ist, Gefahr zu fallen, besonders wenn das Pferd auf die entgegengesetzte Seite des hängenden Körpers springt. Auch erschwert diese schiefe Körperrichtung dem Pferd sein Fortkommen und des Reiters Gleichgewicht, wovon zugleich nicht selten noch das Pferd geschwellt oder wund geritten wird. *)

Die beiden Oberarme, aus deren Richtung die gute Faust mit zu entstehen pflegt, sollen von den Schultern bis zu den Ellenbogen natürlich und in senkrechter Richtung am Körper herunterfallen.

---

*) Indessen giebt es allerdings Fälle, wo der Reiter zur Erhaltung seines Gleichgewichts z. B. in Volten, bei bäumenden oder schlagenden Pferden, und beim Berg auf= und abreiten dem Oberleib eine etwas andere Richtung zu geben hat, wovon das Nähere unter der Aufschrift vom Gleichgewicht vorkommt.

Die Ellbogen werden dann so gebogen, daß sie mit ihren Oberarmen einen rechten Winkel bilden, so daß der Unterarm horizontal stehet, während der obere senkrecht bleibt.

Die beiden Unterarme schliessen sich 2 bis 3 Zoll vom Ellbogen vorwärts, oder 3 bis 4 Zoll vom Handgelenke rückwärts, d. h. bis ungefähr zum Aufschlage des Aermels sanft, ruhig und zwanglos auf die Seiten unter den Hüften an, damit die Fäuste zu ihren Verrichtungen freien Spielraum erhalten, vorausgesetzt, wenn der Reiter sein Pferd mit 2 Händen führen kann und will.

Dies Anlegen, besonders des linken Arms, an besagter Stelle, kann nicht ernstlich genug empfohlen werden. Nicht nur sieht das Abstrecken der Arme ängstlich und häßlich aus, nicht nur wird dem Reiter die Haltung seines Gleichgewichts erschwert, und nicht nur ermüdet diese immerwährende Bewegung Reiter und Pferd ausserordentlich; sondern der Reiter hat auch sein Pferd nie gleich stark versammelt, nie eine leichte, stete gleichförmige Führung, stört alle Augenblicke den regelmäßigen Gang seines Pferdes, verdirbt das beste Maul, stumpft das Gefühl für die Waden ꝛc. ab, und wendet nie nach dem Grad der Kräfte und des Gefühls des Pferdes.

Das Anlegen der Arme gewöhnt sich der Anfänger am besten an, wenn er während dem Traben so lange eine Ruthe, ein Stückchen Holz, einen Handschuh ꝛc. unter dem Arme festzuhalten sucht, bis es ihm nach und nach zur Gewohnheit wird, seine Arme anzuschliessen.

Bei der Stellung und Biegung der Faust, als einem wichtigen Theile der Reitkunst, hat der Reiter vieles zu beobachten.

Im Allgemeinen hat man zweierlei Hauptfauststellungen, die, ob sie gleich sehr von einander abweichen, doch beide als regelmässig angesehen werden können.

Bei der ersten und bessern Art, bei welcher die Faust, als gleich hoch mit dem Vorarm stehend, hübsch aussieht, weniger als die höherstehende ermüdet, besser als diese des Pferdes Vordertheil beherrscht, steter und genauer wirkt, und zu ihren Verrichtungen an Kraft und Raum gewinnt, steht sie 2, 3 bis 4 Zoll höher als der Sattelknopf, eines gewöhnlichen englischen Sattels, und 4 Zoll vorwärts vom Leibe ab, ungefähr in der Gegend des Nabels, so daß der Daumen, oben die Nägel zur Seite, unten aber der kleine Finger, etwas einwärts gegen den Reiter zu gekehrt, zu stehen kommen. Es versteht sich, daß hier vorzüglich von der linken Faust, als der eigentlichen Zügelhand — die Rede ist, deshalb hat man sie auch, wenn durch sie allein das Pferd geführt wird, so viel rechts hinüber zu rücken, daß der Nabel in ihrer Mitte und der Sattelknopf gerade unter ihr bleibt; wird hingegen die Rechte mit dazu genommen, so werden dann beide Fäuste, wenn nicht besondere Fälle es anders erfordern, 2, 3, bis höchstens 4 Zoll von einander in gleicher Höhe gestellt, so daß eine die andere deckt. Doch stellt man oft auch ohne darum zu fehlen, entweder um der Linken mehr Raum zu geben, oder den Kopf und Hals des Pferdes besser zu stellen, dasselbe vor dem Fallen zu sichern 2c., die Rechte höher oder niederer als die Linke. Nun hat zugleich die Faust sich in ihrem Handgelenke halb einwärts, nämlich so viel gegen sich zu biegen, daß beim Geradestellen sich die Zügel merklich verlängern, damit das Pferd dann durch ein solches Luftlassen aufgefordert wird, schneller zu gehen, und beim gänzlichen Einwärtsbiegen, gegen den Reiter zu, sogleich angehalten fühlt.

Biegt sich hingegen die Faust zu wenig einwärts, bleibt sie nämlich mit dem Unterarm in gerader Richtung stehen, so kann der Reiter seinem Pferde die Zügel nie länger, oder Luft lassen, ohne mit seinem ganzen Arme

etwas vorzufahren, und biegt er die Faust zu viel einwärts, so kann er sein Pferd nicht mehr halten, ohne den Arm zurückzuziehen und alle nöthigen Wendungen werden der Faust aus Mangel an Raum erschwert.

Das Handgelenk soll recht los und beweglich sein, damit die Faust, ohne Bewegung des Armes, sich nur bis zum Handgelenke rechts, links, auf- ab- vor- und rückwärts, wie es die Umstände erfordern, bewegen kann; weil ein steifes Handgelenke zur Folge hat, daß der Arm, der ruhig seinen Platz behalten soll, sich mit bewegt, wodurch auf Kosten des Gleichgewichts, die Schultern und überhaupt die Stellung verschoben, und das Gefühl im Munde verdorben wird.

Bei der zweiten Art der Fauststellung, die sich bei guten Reitern, auf gut dressirten Pferden, sehr schön und natürlich ausnimmt, ist die Faust so gestellt, daß, während die Nägel abwärts und der Daumen seitwärts stehet, sie 2 Zoll über dem Sattelknopf und 4 bis 5 Zoll vom Reiter ab, ihren Standpunkt nimmt. Ich rathe diese Art, ohne sie darum zu tadeln; meinen Reitern, die allerlei Pferde reiten müssen, da sie weniger Kraft und Spielraum zur Beherrschung des Pferdes gestattet, nicht an, sondern die erstern, welche die Erfahrung empfiehlt.

In Betreff des Hoch- oder Niederstellens läßt sich aber unmöglich für alle Pferde eine und dieselbe Regel geben, dabei hat der Reiter durchaus Rücksicht auf den individuellen Zustand des Pferdes, nämlich auf dessen Wuchs, Kräfte, Gefühl, Kultur und Temperament. zu nehmen.

Bei Pferden, die gut gewachsen sind, sich regelmässig zäumen, &c. wird die Faust die angegebene Stellung annehmen: 2, 3 und 4 Zoll höher aber wird sie sich bei tiefregenden Köpfen &c. stellen, theils auch um das Pferd in grösserer Aufmerksamkeit zu erhalten, und tiefer, mehr

dem Sattelknopf nahe, oder gar über solchen herein, nach sich zu, wird er seine Faust bei Pferden, die sich zu hoch tragen, hirschhälsig, oder mit dem Kopfe unstet sind, rc. stellen müssen. Hindert ihn etwa der Sattelknopf am Tiefstellen, so wird er seine Zügelhand neben die linke Seite des Sattelknopfes legen, und merklich mehr vom Leibe wird der Reiter die Fäuste entfernen und damit vorwärts fahren, um die Zügel anfassen und mit mehr Kraft wirken lassen zu können, wenn er auf Pferden reitet, die roh, und gleichsam durch die Fäuste dahin gezogen werden müssen, wo man sie hin haben will. Kurz er wird sich bei jedem Pferde zur Regel machen, daß seine Faust so stehe, damit sie bald den einen, bald den andern, bald beide Zügel zugleich wirken lassen kann, ohne die Hand selbst merklich aus ihrem Standpunkt schieben zu dürfen, und daß das Pferd gut gestellt, und ganz beherrscht werde, ohne ihm darum wehe zu thun.

Erreicht man jedoch auch aufs pünktlichste die Stellung und Biegung der Faust, so gehört doch noch mehr dazu, um dieselbe als einen der wichtigsten Theile des Reiters vollkommen gut zu nennen. Sie soll stet, leicht und sanft sein, ein feines Gefühl haben, genau, bestimmt und abgemessen wirken, und sich in diesen Vollkommenheiten gleich bleiben. Forderungen, die allerdings an die Faust gemacht werden müssen, wenn man annimmt, daß von ihr, in Verbindung einiger andrer gut gewählten Hülfen, es abhängt, ob das Pferd vor= oder rückwärts, links oder rechts, Schritt, Trab, Galopp oder Karrier gehen, künstliche Schulen machen, oder Uebersetzen rc. soll. Sie hat demnach sechs Hauptbewegungen zu machen, aus denen alle die übrigen entspringen, von denen aber hier nur im Vorbeigehen die Rede sein kann und wird. Sie soll nämlich

1) Sich gerade stellen, um das Pferd mit mehr Freiheit vorwärts zu lassen;

2) ganz einwärts gegen den Leib zu biegen, um das Pferd anzuhalten;
3) mit dem kleinen Finger der linken Hand, gegen die rechte Seite zu, aufwärts fahren, um das Pferd rechts zu wenden;
4) die Wendung umgekehrt machen, um links zu wenden;
5) in ihrer regelmässigen Stellung sich gerade aufwärts heben, um Kopf und Vordertheil aufzurichten;
6) sich senken, oder unterwärts fahren, um hochtragende, vorwärts streckende Köpfe tiefer zu stellen, besser zu lenken, und unruhige Köpfe schneller in der Hand abzustrafen.

Stet nennet man in der Reitersprache diejenige Faust, die sich nie mehr aus der ihr angewiesenen Stellung bewegt, als wenn sie dadurch eine gewisse Absicht erreichen will, damit das Pferd z. B. bei Wendungen und Arrets, ohne sich weigern zu können, schnell und pünktlich folgt, und wenn es seine Stellung mit Kopf und Hals verlassen will, sich in der Hand des Reiters abstrafe, die in ihren Anzügen nie reissend oder rückweise zu Werke gehet. Wird die Faust auf diese Weise angewendet, so verbindet sie Kraft mit Stetigkeit, und wirkt, ohne zu schmerzen, genau, wird auch allein nur eine sanfte und leichte Anlehnung aufs Mundstück bewirken, und das Pferd dadurch zur Vollziehung dessen, was sein Reiter von ihm verlangt, bringen. Sind hingegen die Anzüge nicht so steter Art, werden sie prallend und schnellend angewendet, so werden sie nicht nur falsch und unverhältnißmässig ausfallen, Pferd und Gang verwirren, sondern auch das beste Mittel verderben, und dem Pferde eine solche Abneigung gegen das Mundstück beibringen, daß es dieses erfassen wird, und mit dem Kopfe schnellen lernt, auf Unarten sinnt und die Oberherrschaft über den Reiter zu erhalten sucht.

Leicht ist die Faust, wenn sie ihr Dasein dem Pferde

nur in demjenigen feinen Grade empfinden läßt, als es nöthig ist, um bloß auf das Gefühl zu wirken. Sie ist das Gegentheil von einer schweren, welche unablässig drückend in den Zügeln liegt, wodurch vermittelst des Mundstücks die Nerven schmerzhaft gepreßt werden, und das Gefühl der Laden abgestumpft wird; so daß endlich das Pferd die nothwendigen Stangenwirkungen gar nicht mehr achtet, und entweder thut, was es selbst will, oder sich doch nur äusserst schwer in die Hand des besten Reiters legt.

Sanft oder weich ist des Reiters Hand, wenn sie ausser dem, daß sie selbst sehr fein und richtig empfindet, dem Pferd auf eine sehr gelinde Art des Reiters Willen zu erkennen giebt und beizubringen weiß. Ist sie im Gegentheil hart, so wird ein Pferd mit gutem Gefühl unruhig werden, die Zügel stehlen wollen, oder der Stützung ausweichen, hinter der Hand zurückbleiben, unregelmässig und unachtsam gehen, und Haltung, Stellung und Gefühl verlieren.

Von der Haltung der Zügel und der Führung des Pferdes

hat der Reiter nicht minder manches zu wissen nöthig, das Einfluß auf seinen Anstand und seine Sicherheit hat.

Bekanntlich nimmt man an, daß des Reiters Fäuste des Pferdes Vordertheil, und seine Schenkel das Hintertheil leiten.

Der Kavallerist, der gewöhnlich sein Pferd mit einer Hand führen muß, nimmt in die volle linke Hand die Trense, theilt mit dem vierten Finger die Stangenzügel, die er in gleicher Länge, weder zu kurz noch zu lang anfaßt, drückt den Daumen fest auf sämmtliche Zügel, und schließt die Faust, damit sie sich nicht willkührlich verlängern können.

Indessen ist es Regel, daß ein Reiter der nicht mit seiner rechten Hand den Säbel oder Degen zu führen braucht, sein Pferd auf Stange und Trense zugleich, mit beiden Händen führen, besonders wenn er im Reiten noch ungeübt ist, sein Pferd nicht hinlänglich kennt, oder wenn solches schwer in der Hand liegt, roh oder einäugig ist; auch wenn er Pferdemärkte, lärmende Volkshaufen &c. zu passiren hat, Pferde vor oder hinter sich sieht, oder von dem Stalle wegreitet &c. In diesen Fällen faßt er die beiden Stangen- und den Trensenzügel der linken Seite mit der linken Hand und den Trensenzügel der rechten Seite mit der rechten Hand (und zwar mit der ganzen Hand, wenn das Pferd roh, hartmäulig oder halsstarrig, und mit den 3 vordern Fingern, wenn dies nicht der Fall ist, wenigstens so lange, bis er sein Pferd kennen gelernt hat, damit er dasselbe theils in dieser Zeit zu seiner Sicherheit ganz in der Gewalt behält, theils auch bald diejenige Führung findet, die das Pferd, ohne ihm wehe zu thun, hinlänglich beherrscht.

Denn manches Pferd achtet der Stange allein nicht, besonders wenn es roh, hartmäulig oder ein Stillkoller ist, oder ihm solche nicht paßt, durchfällt &c. oder wenn ihm, durch die Führung der Stange allein, dieselbe zu hart aufliegt, es begehet dann Unarten, zäumt sich zu tief, setzt auf, und übermeistert leicht seinen Reiter, welches nicht geschehen könnte, wenn beide Hände das Pferd auf Stange und Trense zugleich geführt hätten. Nur muß die Trense auch mit den Zügeln der Stange gleich lang sein, um die Wirkung der Stange unterstützen zu helfen; denn ist sie kürzer, so ist die Stange unwirksam, das Pferd wird allein damit geleitet, und dann fast immer unrichtig und zweckwidrig behandelt, und ist die Trense länger, so muß die rechte Hand, um sie wirksam zu machen, auswärts fahren, oder der ganze Arm muß sogar, auf Kosten der Stellung und des Gleichgewichts, rückwärts gezogen werden.

Findet hingegen der Reiter in der ersten Viertelstunde, daß das Pferd entweder der Trense nicht achtet, oder durch sie die Nase streckt, oder hat er der rechten Hand eine Beschäftigung zu geben, so bleibt entweder der Trensenzügel mitten in der linken Hand unter dem Daumen auf den Stangenzügeln liegen, oder hinter der Hand, damit ihn das Pferd nicht hinausschleudern kann, auf dem Halse hängen.

Führt der Reiter sein Pferd bloß mit der linken Hand, und zwar nur auf der Stange, so hat er dabei darauf zu sehen, daß die Zügel gleich, nicht zu lang noch zu kurz angefaßt sind. Indem jede Ungleichheit der Zügel das Mundstück auf der verkürzten Seite einen stärkern Druck hervorbringt; wodurch dann das arme Pferd falsch gelenkt, und in schiefer Richtung vorwärts zu gehen gezwungen wird, ohne noch der übrigen Nachtheile zu gedenken.

In Betreff der Führung mit getheilten Zügeln, welche ihres wesentlichen Nutzens wegen, keinem Reiter unbekannt bleiben darf, sind folgende Regeln zu befolgen. Der Reiter nimmt nämlich die beiden linken Zügel in die linke, und die zwei rechten in die rechte Hand, die Zügel der Stange laufen in beiden Fäusten, ohne durch einen Finger getheilt zu werden, durch die ganze Hand; die Trensenzügel hingegen theilt in jeder Faust der Mittel- und Goldfinger. Nämlich dicht aufeinander, die Trense aber liegen in den festgeschlossenen Fäusten, unter den Daumen, die Zügel so, daß jede Faust alsdann für die nöthigen Eindrücke ihrer Seite sorgt. Beim Rechtswenden des Pferdes hat sich die linke und beim Linkswenden die rechte Faust etwas tiefer zu stellen, damit das Pferd weiß, welchem Zügel es folgen soll.

Hier ist der Ort, noch vor einem Fehler zu warnen, den fast alle ungeübte Reiter begehen. Sie fahren nämlich mit der Zügelhand unnatürlich in die Höhe, und mit

dem Ellbogen ab, sobald ihr Pferd stutzt, erschrickt, sich umwendet, steigt, Sprünge macht ꝛc., welches fehlerhaft ist, und nicht sein sollte, weil das Pferd im Maule gerissen, zur Unart mehr aufgefordert, und des Reiters Gleichgewicht mehr verschoben wird. Sie fahren in solchen Augenblicken mit besserm Erfolg mit der Faust tiefer und gegen sich zu, weil dabei die Zügel mehr verkürzt werden, die Arme fester anzuliegen kommen, und das Pferd mehr versammelt und der Gewalt des Reiters untergeordnet wird. Nur wenn das Pferd ausglitscht oder stolpert, darf dasselbe, aber mit geschlossenen Armen, mit den Zügeln gehoben werden, um einem Falle vorzukommen.

Von dem Sitze des Reiters zu Pferde,
oder
von der untern Körperhälfte.

Hierunter verstehen wir erstens den eigentlichen Punkt auf des Pferdes Rücken, wohin sich der Reiter zu setzen hat; zweitens die Sitzpunkte des Reiters selbst, welche auf des Sattels Oberfläche zur Tragung des Oberleibes sich befinden, und drittens die Gliederrichtung der untern Körperhälfte des Reiters.

Der Sitz macht für den Reiter einen Hauptgegenstand aus, indem während des Reitens beide thätige Körper genau miteinander verbunden sein sollen, und zwar von Seite des Reiters vermittelst einer wohl überdachten, aus den Regeln der Physik und Mechanik gezogenen Körperrichtung.

Wie von der Stellung des Oberleibs, so hängt auch von dem Sitze oder der Stellung des Unterleibs des Reiters Sicherheit, Bequemlichkeit und guter Anstand ab. Er hat daher für sich auf dem Pferde eine solche Stellung zu nehmen, daß er vom Umkreis auf den Mit-

telpunkt des Pferdes wirken, das ganze Thier beherrschen, und hinlänglich seinen Gegenwirkungen, die sich ihm von dessen Mittelpunkt aus desto stärker mittheilen, Einhalt thun kann.

Auf den Mittelpunkt des Pferdes muß sich der Reiter setzen, damit die Richtungslinie seines Schwerpunktes gerade auf die Richtungslinie des Schwerpunkts vom Pferde falle. Denn Mensch und Pferd haben ihren Schwerpunkt, welche beide Linien nun auf einander gesetzt werden müssen, und auf diesem Schwerpunkt sitzt der Reiter erst dann, wenn die Richtung der Kraft seines Körpers mit dem Mittelpunkt des Pferdes ins Gleichgewicht gebracht ist. Zwar hat die Kraft des Menschen eine etwas schiefe Linie zu beschreiben, und mit der Richtungslinie des Pferdes einen Winkel zu machen, damit sich in diesem die Stösse von unten in etwas brechen oder abstumpfen, aber so schief auch diese Kraft des Reiters sein mag, so muß doch immer die untere Körperhälfte genau auf den Schwerpunkt des Pferdes fallen. Zu finden ist dieser Punkt nicht sehr schwer, denn da jedes Pferd, besonders das ins Gleichgewicht gesetzte, einen Schwerpunkt hat, so ist es dieser auch allein, auf den sich der Reiter zu setzen, und alle seine Handlungen zu Pferde dahin zurückzuführen hat; weil er nur hierdurch in den Stand gesetzt wird, der Gegenwirkung des Pferdes zu widerstehen, allen seinen Gliedern die Fähigkeit mitzutheilen, ihre Kraft und Thätigkeit ungehindert zu äussern, das Pferd ganz zu beherrschen, und es von dem wirkenden Punkte aus so in Bewegung zu setzen, daß alle seine Theile mit völliger Kraft zu wirken genöthigt werden.

Der Reiter hat daher immer darauf zu sehen, daß er die senkrechte Linie immer behält, welche die Richtung des Schwerpunktes ist, und in allen Bewegungen auch immer unveränderlich bleibt.

Um fehlerfrei zu sitzen, muß der Reiter halb stehend und halb sitzend zu Pferde seine Stellung nehmen.

In Hinsicht der einzelnen Körpertheile des Unterleibs ist zu merken, daß sich die beiden Oberschenkel durch ihr Gewicht und Muskelvermögen, gleich beim Zurechtsetzen im Sattel, oben in der Kugel stark, so viel von vornen einwärts, herum drehen müssen, daß die Kniee einwärts und die Fersen so viel auswärts kommen, damit letztere paralell mit dem Vorfusse stehen. Sie haben mit der Hüfte, sobald sie einmal in ihrer rechten Lage sind, bei den Verrichtungen des Pferdes immer fest und unbeweglich bis zu den Knieen zu bleiben, und können dann so ziemlich frei ihrem eigenen Gewichte überlassen werden. Aber etwas wenig müssen sie in schräger Richtung, damit sie des Sattels Obergurt decken, herunterlaufen.

Die beiden Kniee des Reiters müssen sich schlechterdings etwas einwärts gegen die Satteltaschen drehen, damit sie leichter und gehörig an dieselben sich anschliessen, und damit die Sporne auswärts zu stehen kommen.

Indessen ist es weder nöthig noch gut, die beiden Kniee anhaltend an das Pferd anzudrücken, denn 1) ermüdet dies Pferd und Reiter ohne Noth, 2) verwirrt nicht selten dieser Druck die Gänge und Bewegungen des feurigen, fein dressirten Pferdes und 3) stumpft ein solches immerwährendes Andrücken das feine Gefühl des Pferdes zu sehr ab. Auch müssen die beiden Kniee, obgleich einwärts gewendet und sanft an den Sattel gedrückt, doch noch in den Gelenken los und beweglich bleiben, damit die Unterschenkel auf verschiedene Art, in verschiedenem Grade und an verschiedenen Stellen angelegt werden können; indem sie auch zur Leitung des Pferdes beizutragen haben.

Vom Kniee an müssen die Unterschenkel fast perpendikulär, also ziemlich nahe am Pferde, indem sie auf den Seiten die Bauchgurten zu decken haben, ohne daß

aber die Waden das Pferd berühren, abwärts hängen; sie haben sich nach der Lage der Oberschenkel zu richten, wenden sich mit diesen, und hängen frei in ihrem Gewichte.

Die beiden Vorfüsse müssen so in ihren Bügeln stehen, daß die Spornhilfe und Fußspitzen mit dem Pferde parallell laufen. Beide müssen nämlich gleich weit vom Pferde entfernt sein, damit die Sporne weder zu viel ein= noch auswärts gedreht erscheinen. Wird der erstere Fehler begangen, so ist Stellung und Sitz falsch, das Gleichgewicht erschwert, der regelmässige Schluß unmöglich gemacht, und durch die oft unwissenden Berührungen mit Sporn und Waden entweder das Pferd verdorben, oder zu gefahrvollen Unternehmungen aufgereizt. Beim zweiten Fehler kommen die Füsse zu weit vom Pferde, die Schenkelstellung erscheint zu gezwungen, und der Reiter ermüdet sich früher, weil er hierbei stets mit den Knieen anschliessen muß.

Die beiden Fußspitzen müssen 1, 2 bis 3 Zoll höher mit den Ballen in ihren Bügeln gestellt sein, als die Fersen, damit die Waden Kraft zu ihren Hilfen bekommen.

Das Knöchelgelenk des Fusses muß beweglich und weder aus= noch einwärts gebogen sein, damit (nach der Reitersprache) nicht ein falscher Knöchel entstehet. In der Regel hat die Fußsohle fest in den Bügeln, wie auf dem Boden zu stehen, das wenige abgerechnet, um das die äussere Seite des Fusses, nämlich der kleine Zehen, fester aufzutreten hat.

Beweglich muß das Gelenk des Vorfusses sein, damit des Reiters Füsse, bei allen raschen Bewegungen des Pferdes, sich im Bügel auf- und abwärts bewegen können.

Daß die Ballen der Vorfüsse sanft auf die Bügelsteege, ohne ängstliches Anstemmen, zu treten haben, sieht jeder Reiter von selbst ein, weil beim zu wenigen Hineintreten der Bügel leicht von denselben abglitscht, und, wenn dies einem ungeübten Reiter geschieht, während dem Trabreiten den Weg zum Herunterfallen bahnt; nicht zu gedenken,

daß sich der Reiter dadurch noch der sehr bequemen Stützpunkte entziehet. Tritt der Reiter dagegen zu weit in den Bügel, so bleibt das Knöchelgelenk steif, Gefühl und Anstand gehen verloren, und seine Sicherheit wird gefährdet, weil bei sehr viel Gelegenheiten das Wegwerfen der Bügel nothwendig und heilbringend ist.

Da viele Reiter die Vorfüsse schief in die Steigbügel stellen, um nach ihrer Meinung sicherer den Bügel zu erhalten, so muß dieß, als ein gegen den Anstand laufender Gebrauch hier abgerathen werden, da nur dann schön und regelmäßig der Bügel am Fuße des Reiters ist, wenn solcher in der Gegend des Ballens quer über und gleich gestellt, den Fuß des Reiters aufnimmt.

Von dem Gleichgewichte des Reiters.

Ihm ist solches, wenn er sein Pferd ganz ruhig führen, ganz seinem Willen unterordnen, anständig und angstlos mit Ueberlegung auf dem Thiere handeln, und den so vielen Gefahren Trotz bieten will, durchaus unentbehrlich, ja es wird ihm um so nöthiger, da der feste Schluß als Folge des Gleichgewichtes, ihm dadurch zu Theil wird, und dessen Erreichung erleichtert.

Das Gleichgewicht erhält den Reiter ohne Schluß auf dem Sattel, so lange das Pferd ruhig und regelmäßig gehet, und da dieses oft ganze Tage hindurch geschehen kann, so gewährt es dem Reiter die Bequemlichkeit, sich nicht durch festes Anschliessen zu ermüden.

Dieses Gleichgewicht wird, vermöge der Erfahrung, am sichersten und fast ausschließlich durch die Uebung im Reisen erworben, besonders wenn ihr ein theoretischer Unterricht vorangegangen ist. Denn die Reitkunst als mechanische Kunst betrachtet, erfordert zu ihrer Ausübung

mehr Körpergewandheit, als Geistesfähigkeit, kann auch folglich nur durch praktische Uebung erlernt werden.

Unter Gleichgewicht versteht man daher auch die dem Reiter durch Uebung zu Theil gewordene Haltung, vermittelst welcher er sorglos, ohne auf irgend eine Weise sich anzuschliessen, und ohne Sitz, Stellung und Anstand zu verlieren, bei den ruhigen Gängen des Pferdes, wenn solche mit seinem Willen übereinstimmen, sich auf dem Mittelpunkte des Sattels zu erhalten im Stande ist. Dieses unwillkührliche Gleichgewicht sichert sogar den gedankenlosesten Reiter vor Gefahren, sobald er sich solches ganz eigen gemacht hat. Es ist also dem Reiter um so unentbehrlicher, da weder Körpergrösse, Leibesstärke, noch Herzhaftigkeit dessen Mangel ersetzt. Der größte und von Schenkeln stärkste Mann wird ohne solches im Trab die Bügel verlieren, und ohne dieselben bei Wendungen oder in der Volte auf der entgegengesetzten Seite herunterfallen, während oft ein schwächlicher, ganz mit dem Gleichgewicht bekannter Greis oder Jüngling auf sein Pferd gegossen scheint und sich bei allen Bewegungen des Thieres so furchtlos und geschickt auf dem Rücken desselben erhält, als ob Mann und Pferd zusammen nur ein Wesen ausmachten.

Gewöhnlich besorgt des Reiters obere Körperhälfte das Gleichgewicht, die untere hingegen den Schluß; obwohl zu beiden wieder der ganze Körper beizutragen hat. Denn ein schlechter Sitz, fehlerhaft gestellter Schenkel, ungleiche Bügel ꝛc. hindern am Gleichgewicht, so wie andere Dinge den Schluß erschweren.

Um das Gleichgewicht desto eher zu finden, wenn man es hat, sich darin zu erhalten, und wenn es verloren ging, sich solches wieder zu verschaffen, werden nachstehende Regeln am zweckmässigsten angewendet:

1.) Wird dem Reiter alles, was schon von der Stellung und dem Sitze gesagt worden ist, wiederholt, und

aufs strengste zur Pflicht gemacht. Nämlich sein senkrechter Oberleib ruhe mit ganzer Schwere auf der Mitte des Pferderückens, so daß der Schwerpunkt beständig sich mitten unter dem Körper befinde, und die Senklinie immer mitten durch den Körper gehe. Dann wird er sich, theils durch den Druck seiner eigenen Last, die beim Geradeausreiten nach keiner Seite hin ein Uebergewicht hat, noch haben darf, theils mit Beihilfe der beiden Schenkel, ohne zu wanken, auf dem Pferde erhalten.

2.) Strecke der Reiter bei stossenden Pferden und schnellen Gängen seine beiden Schenkel gleich lang, etwas vorwärts gegen die Schulter des Pferdes zu, um gleichsam den Stössen vom Hintertheil desselben, das uns beständig vorwärts wirft, entgegen zu wirken, denn je mehr unsre Unterschenkel vom Knie an, rückwärts hängen, desto weniger sind wir im Stande, unsern Oberleib den Stössen entgegen zu halten. Indessen ist doch nur so lange das Vorstrecken der Schenkel zu billigen, bis der Reiter mit dem Gleichgewichte bekannter ist, späterhin treten sie dann wieder zurück in die ihnen vorgeschriebene Stelle.

Auch nachtheilig ist das zu Nahebringen der Unterschenkel an das Pferd, ob es gleich hie und da gelehrt wird, weil dadurch die Knie zu beweglich werden, der Oberleib seine Festigkeit verliert und die Erhaltung des Gleichgewichts erschwert wird.

Weicht aber der Reiter von der geraden Linie ab, reitet er krumm, d. h. Volten, Wendungen, Berg- auf oder ab, hebt sich sein Pferd vornen, oder schlägt es hinten aus, so muß auch seine Körperhaltung sich hiernach richten, damit die Linie des Oberleibs mit der Linie des Pferdes einen stumpfen Winkel bildet, weil es sowohl ihm als dem Pferd bequemer wird. Nur muß bei Veränderung der Stellungen die stete Faust, der Sitz ꝛc. nicht verloren gehen.

Bei den Volten und Wendungen besteht die Erhaltung des Gleichgewichts

3.) im mehr oder weniger Einwärtsneigen des Oberleibs nach der innern Seite, je nachdem die Bewegung mehr oder weniger schnell, oder der Zirkel mehr oder weniger groß und weit ist. Denn hier wirkt die Schwungkraft nach aussen, und dieser muß durch Entgegenlehnung das Gleichgewicht gehalten werden. Nur hat hierbei der Reiter darauf zu sehen, daß der Weg eben, gut, ohne Löcher, nicht glatt, und sein Pferd sicher auf den Füssen sei, sonst setzt er sich der Gefahr aus, zu stürzen, oder auch plötzlich von demselben herunter zu fallen, wenn solches nur einwärts mit dem Fusse knikt, weil er seinen stark einwärts gelegten Körper nicht mehr in der Schnelle auf die senkrechte Linie zurückbringen kann.

4.) Hat sich des Reiters Oberleib beim Bergaufreiten vorwärts, und beim Bergabreiten rückwärts zu neigen. Je steiler nun die Höhe ist, die man hinauf oder hinunter reitet, je kleiner oder enger die Volte ist, und je schneller solche geritten wird, desto mehr muß man sich vor= rück= oder seitwärts neigen, und desto spitziger wird der vorgedachte Winkel.

5.) Muß der Reiter in dem Augenblick, wo sich sein Pferd bäumt, sobald seine senkrechte Stellung ihm nicht allein das Gleichgewicht erhalten sollte, sich gleichfalls etwas vorwärts lehnen, und zwar nach dem Grade der gestiegenen Höhe, damit er das, was ihn das Pferd aus der Gleichgewichtslinie nach hinten zu schiebt, wieder durch Vorwärtsneigen seines Körpers nicht nur erhält, sondern auch dem Pferd, durch Niederdrücken des Vordertheils, sein eigenmächtiges Steigen erschwert, und der Möglichkeit des Ueberschlagens entgegen arbeitet.

6.) Wird der Reiter bei seinem Pferde, in dem Augenblick des Hintenhinausschlagens, oder indem es dies zu thun Willens ist, seinen Oberleib, während er noch

des Pferdes Kopf heraufnimmt, etwas rückwärts neigen, um sich der Schleuderkraft entgegenzustemmen, und durch seine Körperschwere das Hintertheil mehr zu beschränken, folglich dadurch entweder des Pferdes Vorhaben in seiner Geburt zu ersticken oder dasselbe bälder in seiner Unart zu ermüden.

Bemüht sich der Reiter, seine Stellung stets den verschiedenen Bewegungen, Biegungen, Stellungen und Wendungen des Pferdes anzupassen, so wird er, selbst bei starken Ritten, ohne merklich zu ermüden, immer gut zu Pferde sitzen bleiben. Dieses heißt man den Balanzsitz, gegen welchen einige, die für den Schlußsitz gestimmt sind, einwenden wollen, es gäbe mehr Anlaß zu Leibschäden, als der letztere.

Indessen gewährt dennoch keiner von beiden für sich allein, wie wir bald hören werden, die völlige Sicherheit und Möglichkeit, bei grossen Ritten 2c. auszudauern, sondern nur beide in Verbindung.

Doch wir wenden uns nun zu der stufenförmigen Uebung, durch die dieß alles erzielt werden soll, und auch wirklich erreicht wird.

Unter Uebung, verstehe ich nicht nur das maschinenmässige öftere Reiten, sondern die Bemühung, bei jedem Ritt die Regeln des Reiters mit Einsicht anzuwenden.

Je ungeübter und unerfahrner der Reiter ist, oder jemehr solcher fehlerhaft gewachsen, schwach oder kränklich ist, je mehr er sich zum Greisen- oder Knabenalter bekennt, desto schonender und vorsichtiger muß er mit sich, oder der Lehrer mit ihm umgehen.

Ein ordentlicher Reiter prüft zuerst sich selbst, nämlich sein Alter, seinen Gesundheitszustand, und sein Reitertalent, dann nimmt er Rücksicht auf seines Pferdes Alter, Grösse, Vermögen, Temperament, Wuchs, Körperzustand, Kultur, Gänge, Gewohn- und Eigenheiten, und auf die Dauer und Eile des Rittes, dann auf Gepäck,

Zeit, Ort, Witterung, Wegart, Gesellschaft und sonstige Gegenstände, um stets angemessen zu handeln. Hat er dieses alles berücksichtigt, dann erst sucht er sich in den übrigen Eigenschaften zu vervollkommnen.

Sein erstes Reitpferd sollte mittelmässig dick gebaut, durchaus willig, ziemlich leicht, nicht furchtsam oder feurig, sondern vertraut, gut biegsam und thätig gemacht sein, damit er als Neuling sonst für nichts als für das Gleichgewicht zu sorgen hat.

Im Anfange ist ihm ein Schluß-Schul-Sattel nöthig, späterhin dürfen die Sättel schon glätter und flächer sein. Endlich reitet er auf einer Friesdecke und zuletzt auf dem blossen Pferd, ohne alle Unterlage, um im äussersten Nothfalle auch auf diese Weise reiten zu können, und sich im Gleichgewichte zu vervollkommnen.

Des Reiters erste Ritte sollen gerade aus, um so wenig als möglich wenden zu dürfen, sein, und auf stillen und einsamen Wegen; doch reitet er in einem geschlossenen Platze, oder in einem Reithause sicherer als im Freien, besonders unter der Leitung eines geduldigen, redlichen und einsichtsvollen Führers, der ihm sein Pferd an der Leine führt; muß er aber aus Mangel an Gelegenheit ins Freie, so geschieht dieß am sichersten an der Seite eines, oder in der Mitte zweier, im Reiten geübter Gesellschafter.

Zu Anfange müssen die Ritte kurz seyn, und täglich, oder wenigstens über den andern Tag, allmählig grösser wiederholt werden.

Die ersten paar Monate reitet er sicherer mit als ohne Steigbügel, läßt sie aber, zu mehrerer Uebung, nach einigen Monaten beim Traben, zuerst in grossen Strecken gerade aus, dann in den Volten weg.

Des Pferdes erster Gang sei Schritt, etwas später, nach einigen Ritten, treibe der Reiter das Pferd zu einem leichten, anfangs kurzen, dann immer mehr ausge-

dehntern Trab, in grossen Strecken gerade aus, hat er Hoffnung sitzen zu bleiben, so versucht er zuerst weite, dann immer engere Zirkel und Volten.

Fühlt sich nun der Reiter noch beherzter, ist er so ziemlich schon auf seinem Pferde so zu sagen zu Hause, so wagt er sich auch nach und nach auf andre Pferde, von verschiedener Natur, trabt recht viel, setzt sein Pferd von Zeit zu Zeit in Galopp, anfangs in kurzen, dann gestreckten, bis endlich eine Carriere daraus wird; auch versucht er sein Pferd in schnellen Gängen zu erhalten, und versucht endlich mit Pferden, die dazu geeignet, bequem und sicher springen, das Uebersetzen. Am sichersten fängt er an schmalen fußtiefen Gräben an, und endet bei dem Sprunge eines breitern. Um über erhöhte Gegenstände zu setzen, wählt er anfangs, bevor er sich an Zäune, Hecken und Barriere wagt, niedere, 1 bis 2 Fuß hohe, auf der Erde liegende Balken, oder läßt sich eine Stange halten.

Ist er noch weiter gekommen, hat er selbst bei dem Uebersetzen nicht mehr nöthig, um sein Gleichgewicht besorgt zu seyn, so darf er sich schon auch mit seinem Pferde eine solche Beschäftigung machen, die ihm, ohne ihm die Stellung zu verderben und zu sichtlich sein Gleichgewicht zu verschieben, mehr vervollkommnet. Z. B. das Pferd vorne heraus nehmen, es abbrechen, das Vordertheil zurück- und das Hintertheil herunterarbeiten, es manchmal zusammennehmen, Galopp ansprengen, rück- und seitwärts treten lassen, und dergleichen Beschäftigungen mehr.

Gelingt ihm auch dieß, so kann er schon schwerer zu führende, mühsamer zu bändigende Pferde reiten, auch schwerere Versuche auf weniger guten Sätteln zu reiten wagen. Durch diese stuffenweise Uebungen wird er sich ohne fast zu wissen, wie er dazu kommt, recht im Gleichgewicht ervollkommnen und zum guten Reiter bilden.

Der Schluß,

dessen sich der Reiter nur alsdann, und zwar nur in solchen Augenblicken bedient, wo das Gleichgewicht allein nicht mehr hinreicht, den Körper zu erhalten, oder wo solches im Begriff ist, verloren zu gehen, oder gar schon verloren gegangen ist, gehört unter die unentbehrlichen Bedürfnisse des Reiters. Gleichgewicht und Schluß muß er sich demnach auch, so viele Mühe und Anstrengung es ihn immer kosten mag, eigen zu machen suchen, weil ihm beide, bald einzeln, bald vereint, gleich nützlich, wichtig und unentbehrlich sind.

Durch den Schluß, der in der Regel die untere Körperhälfte besorgt, befestigt gleichsam der Reiter seine Last auf des Pferdes Rücken, und bemühet sich, daß seine Körperschwere in allen Fällen, die von gefährlichen Folgen werden können, z. B. bei Wendungen, Bogensätzen, Seitensprüngen, beim Uebersetzen, bei Widersetzlichkeiten, beim Bergabreiten rc. immer im Gleichgewichte bleibe, und sich in senkrechter Richtung ohne heftige Anstrengung auf des Sattels Mitte erhalte.

Oft wird Gleichgewicht und Schluß für einerlei gehalten, ja man verwechselt sie wohl gar mit einander, aber dies ist falsch, ob sie gleich so in einander greifen, daß gute Reiter, deren unzertrennlichste Gefährten beide sind, sie bald einzeln, bald auch in Verbindung, selbst oft, ohne daß sie es wissen, anwenden, wie es ihre Erhaltung nothwendig macht; denn in der Regel folgt der Schluß erst aus dem Gleichgewicht. Haben wir das Lezter durch Uebung erreicht, so stellt sich bei den meisten Reitern bald auch der Schluß oder die feste Haltung unsers Körpers ein, wenigstens bis zu einem gewissen Alter hin, weil der Schluß mehr Kräfte voraussezt, und mehr Kraftaufwand erfordert, als das Gleichgewicht.

Zum Schluß wird, ausser jenen beim Gleichgewicht angeführten Regeln, noch erfordert, daß der Reiter seine beiden Schenkel, vom Spalt bis zu den Knieen, oft bis zu den Waden herunter, mehr oder weniger mit der innern ganzen Schenkelfläche anlege und schließe, damit er dadurch sich möglichst viele Anlehnungspunkte verschaffe, vermittelst welchen er Allem entgegenwirken kann, was ihm das Gleichgewicht zu entziehen im Stande ist.

Zum Festschließen trägt allerdings auch derjenige Sattel, auf dem wir uns nun einmal eingeritten haben, den wir gewöhnt sind, auch wenn er minder regelmäßig wäre, sehr viel bei.

Die Stellen, wo geschlossen wird, sind sich aber, wie die Sitzarten selbst, nicht gleich; der auf dem Spalt zu sitzen gewohnte Reiter schließt, ohne daß seine Schenkel von ihrer Richtung merklich abweichen, und sitzt durch lange Uebung doch äußerst fest, hingegen muß der weniger geübte Reiter bei unserm sicherern Sitze seine beiden Unterschenkel vom Knie an abwärts zwischen die Sattelgurte und die beiden Schulterblätter des Pferdes lagern, und sie da so fest andrücken, als nöthig ist, um sitzen zu bleiben.

Ein solcher Schluß ermüdet nie, steht dem Reiter so oft und augenblicklich zu Gebothe, als er will, und sichert ihm immer seine Haltung zu, hingegen thun dies andre Schlußarten nicht, die mehr ermüden und weniger schön aussehen.

Doch nun zu denjenigen Reitern, die nur allein bei allen ihren Ritten sich des Gleichgewichts bedienen, und mit steifen Knieen und abgestreckten Füßen reiten, ohne auf ihr Pferd, dessen Gang, Gesellschaft und Gegenstände Rücksicht zu nehmen. Diese Anzahl Reiter ist beträchtlicher, als man glaubt; fast alle sogenannte seinwollende Reiter, oder welche Körperschwäche, Leibschäden, Bau- und Naturfehler fest zu schließen hindern, gehören hieher.

Sie gelten meistens für gute Reiter, so lange sie gute Sättel, vertraute Pferde in gleichmäßigen Gängen und gerade ausreiten können; sollen sie aber ohne Bügel traben, in einer Volte reiten, übersetzen, oder unartige Sprünge von ihren Pferden aushalten, so fallen sie vom Pferde, wenn sie nicht plötzlich ihre Zuflucht zu den Haaren, der Mähne oder dem Sattelknopfe nehmen.

Dagegen haben sich wieder viele Reiter an einen festen Schluß gewöhnt, und schließen, sobald sie aufgestiegen sind, anhaltend, ohne Ursache und Noth, ihre beiden Oberschenkel und Knie an das Pferd an, ohne sich je mit dem Gleichgewichte abzugeben. Man nennt dies den Schlußsitz, welcher nicht nur als sehr beschwerlich jedem Reiter zu widerrathen ist, da des Reiters Schenkelmuskeln zu stark und zu anhaltend angestrengt werden, folglich zu frühe ermüden, und dann in den Fällen, wo man sich des Schlußsitzes bedienen sollte, zum größten Nachtheile des Reiters aus Ermattung ihre Dienste versagen, sondern weil auch hierdurch feurige Pferde beständig unruhig erhalten, ihre Gänge öfters unterbrochen, und empfindliche, an feine Hilfen gewöhnte Pferde abgestumpft werden.

Reiter mit diesem beschwerlichen Schlußsitze bleiben nur so lange mit ihrem Pferde vereinigt, als ihnen die Schenkelmuskeln mit voller Kraft Dienste leisten, können sie dies nicht mehr, welches bald der Fall ist, so kommt der sonst wie auf das Pferd genagelte Reiter nicht selten in die größte Verlegenheit und Gefahr herunter zu fallen, weil ihm diejenigen Kraftmittel nicht mehr zu Gebote stehen, zu denen der Balanzsitzreiter immer mit dem glücklichsten Erfolg seine Zuflucht nimmt, da er durch seine Sitzart seine Kräfte geschont, und gleichsam nur für wichtige und gefährliche Augenblicke gespart hat.

Von den Hilfen.

Hilfen nennt man in der Reitersprache diejenigen Merkmale, die man dem Pferde giebt, um entweder etwas zu verlangen, oder aber eine Handlung im Keim ersticken, die es nicht ausüben soll. Sie dienen demnach:

1.) Dem Pferd durch sie des Reiters Absichten beizubringen;
2.) solches aufmerksam zu machen auf seine Schuldigkeit;
3.) es anzufeuern und vorwärts zu treiben, damit entweder dessen Gang schneller, anständiger, freier, leichter oder beherzter werde, und
4.) zur Warnung, daß auf nicht geachtete Hilfen Strafen und Züchtigungen folgen werden.

Die feinste Hilfe von allen ist die des Bügeltritts, die schon einen sehr feinen und geübten Reiter, und ein sehr fein dressirtes Pferd voraussetzt.

Zum Mutheinflößen, zum Beruhigen und zum Drohen schickt die Stimme sich auszeichnend gut, und wird jedesmal mit Erfolg angewendet werden. Die Einwendung, als verstehe ein Pferd nicht eines Jeden Stimme, ist unhaltbar, indem die Erfahrung lehrt, daß es den rauhen vom sanften Ton wohl zu unterscheiden weiß, und folglich ihm auch die Absicht eines jeden Reiters vermittelst der Stimme beizubringen ist. Alle gelehrigen Thiere merken auf Ton und Geberde, und geben häufig zu erkennen, daß sie solche verstehen; das Pferd kann davon nicht ausgenommen werden. Es wird hier nicht behauptet, als verstehe das Pferd die Worte, die zusammenhängende Rede; dies wäre lächerlich, aber den Ton der Worte scheinen sie wohl zu verstehen, und das ist genug. Würde sonst das furchtsame Pferd bei rauher, harter Rede zittern, und das aufgebrachte durch sanfte, schmeichelnde Worte gebändigt werden? Der Ungar, Perser &c. spricht

mit seinem Pferde, wie mit einem Kinde. Die Folgen davon sind eine rührende Anhänglichkeit und eine bewundernswerthe Verständlichkeit. Würden wir mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit unsere Pferde behandeln, es würde Keinem einfallen, zu behaupten, sie verstehen uns nicht.

Durch die Stimme das Pferd auf Gegenstände aufmerksam zu machen, vor welchen es erschrecken kann; ihm zur Ueberwindung schwieriger Vorfälle Muth einzusprechen, und zur Unterlassung gefahrvoller Unarten Drohungen hören zu lassen, wird selten vergebens geschehen, und ein Jeder wird wissen, wie er das anzufangen hat.

Die Hilfen der Zügel, vermittelst der Bewegung der Fäuste, welche sehr wesentlich sind, sollen, um Wiederholungen zu vermeiden, bei den Wendungen des Pferdes vorkommen.

Sie dienen zum Ermuntern und Ermahnen, zur Verbesserung des Ganges und der Stellung, zum Wenden und Stillstehen, und da wir größten Theils durchs Gefühl dem Pferde schnell unsern Willen übertragen, so verbessern sie zugleich, während sie am sichersten dasselbe unserer Oberherrschaft unterwerfen.

Die Spießruthenhilfe ist schon wirksamer, als die vorhergehenden, und kann als Hilfe und Strafe angewendet werden. Als Hilfe dienet sie auf dreierlei Art: 1.) wenn die rechte Hand mit ihr durch eine Schwenkung einen pfeifenden Laut veranlaßt, um das Pferd aufzumuntern; 2.) wenn mit ihrer Spitze des Pferdes Vordertheil rechts oder links sanft und leicht berührt wird, um es aufzurichten, oder zum Weichen zu bringen; 3.) wenn die in der rechten Faust abwärts gekehrte Ruthe, entweder auf der rechten oder linken Seite hinter dem Sattel, den Hinterbecken des Pferdes berührt, oder etwas wenig zwickt, und somit des Pferdes Hintertheil nach-

treibt, oder es zwingt, sich mehr zusammen zu nehmen, oder seitwärts zu treten.

Unter den vier bis fünferlei Hilfen, die der Reiter mit seinen Füssen geben kann, sind die der Schenkel, Drehung des Sitzes und der Druck der Knie die feinsten, sie bestehen blos in mehr oder weniger Aenderung ihrer Stelle und dem mehr oder mindern Drucke. Zur Folge haben sie, daß sie das Pferd vorwärts treiben und anfrischen, oder ihm den Wink zum Wenden geben.

Alle Schenkelandrücke, die den Seiten als Hilfen zur Erreichung gewisser Zwecke anwendet, müssen anfangs sanft geschehen, weil sehr oft ein zu starker, derber Druck das Pferd so erschreckt, daß es ins Zeug hineinfährt, und ängstlich und verworren vorwärts eilt. Reicht der sanfte Schenkel nicht zu, dann erst wird er nach und nach verstärkt und wiederholt, oder auch Waden und Fuß mit dazu genommen.

Das Anlegen der Schenkel geschieht bei gewöhnlichen Beabsichtigungen eine Hand breit hinter dem Sattelgurt, weil die Stelle weiter vor- oder rückwärts bei vielen Pferden zu empfindlich ist. Dem vollkommenen Reiter bieten sich vier anlegbare Punkte dar. Der erste zwischen Gurt und Elbogen, manchmal mit Einschluß des letztern, und wird bald bei rohen Pferden zum Wenden, bald auch zu andern Zwecken beim Vordertheil angewendet; der zweite bei sehr empfindlichen und zugleich feurigen Pferden auf dem Sattelgurt. Der dritte ein Hand breit hinter solchem, und der vierte in der Flankengegend. Der Druck der ersten Stelle wirkt fast nur aufs Vordertheil, so wie der der vierten aufs Hintertheil, und die übrigen beide aufs ganze Pferd, nämlich bei dem Andrücken des einzelnen Schenkels das Pferd auf die entgegengesetzte Seite gehen zu machen, und bei dem gleichen Druck beider Schenkel solches auf der geraden Richtung zu ermuntern, zu versammeln und hervor zu treiben.

Je roher, ungeschickter, träger oder boshafter das Pferd ist, desto weniger achtet es der leichten Schenkeldrücke, es handeln sogar manche, statt darauf zu achten, dagegen; in diesem Falle muß der Reiter nicht nur die rechte Stelle zu wählen wissen, sondern auch die Hilfe selbst durch den Druck der Waden, des Vorfußes und des Absatzes zu verstärken suchen.

Die Hilfe des Wadendrucks ist bei rohen und halbgerittenen, furchtsamen, eigensinnigen und trägen Pferden, zum Antreiben, Wenden, Versammeln, Galoppansprengen ꝛc. nicht nur sehr nützlich, sondern wirklich unentbehrlich, und stehet schnell zu Gebot.

Geschickte Reiter, auf fein dressirten Pferden sieht man oft auch ihre Pferde mit ihrem Körper wenden; Ungeübten ist dies aber, da es ihren Sitz verschiebt, nicht anzurathen.

Zu den stärkern Hilfen als die bis jetzt abgehandelten, gehört der gelinde Druck des Sporns. Bei Anwendung dieser Hilfe muß der Reiter mit stumpfen Spornrädchen sanft, ohne zu stoßen, die Bauchgegend, Handbreit hinter dem Sattelgurt, anfangs leicht, dann stärker berühren und andrücken, welche Hilfe jedoch nur bei rohen Pferden angewendet wird. Beide Sporne auf diese Art angewendet, fordern das Pferd zum Gehen, zum Versammeln, zu einem Sprunge, zum Strecken lassen ꝛc. auf, einer hingegen zum Weichen, gerade Stehen u. s. w.

Bei Pferden, die man noch nicht kennt, muß man erst untersuchen, welche Hilfen sie vertragen können, und auf welche sie achten, und immer sollte man bei den gelinden anfangen. Nicht minder hat der Reiter die Hilfen zu rechter Zeit anzuwenden, wenn sie wirksam seyn sollen, und sie nicht an Orten auszuüben, wo Pferd und Reiter unglücklich werden könnten. Z. B. bei tiefen Gräben, Sümpfen, Windmühlen ꝛc.

Uebrigens muß der Reiter, sobald das Thier seinen Willen erfüllt und vollzogen hat, seine Forderungen unterlassen, ihm wieder Luft und Freiheit lassen, damit es gleichsam für seine Folgsamkeit belohnt, und ihm dadurch zu verstehen gegeben werde, daß es recht handelte, und seinen Gebiether befriedigte.

Die Strafen oder Züchtigungen

des Pferdes folgen in der Regel auf die Hilfen, wenn diese nämlich nicht fruchten, und werden angewendet:

1.) das Pferd zur Aufmerksamkeit zu nöthigen, damit es sich die vorangegangenen Anweisungen in das Gedächtniß zurück rufe;

2.) um beträchtliche Fehler zu verbessern oder zu verhüten;

3.) um das Pferd zu zwingen, den Willen des Reiters zu vollbringen, im Falle es seinen eigenen durchsetzen wollte;

4.) um Unarten und Bosheiten zu bestrafen, und folglich

5.) es dadurch von Fehlern zu entwöhnen.

Strafen läßt sich das Pferd mit der Stimme, der Ruthe, der Faust oder den Zügeln, den Waden, den Spornen, der Steigbügeln, den Volten, dem Zurücktreten, dem Stillhalten und durch Wiederholung fehlerhaft gemachter Lektionen.

Mit Anwendung der Strafen verhält es sich, wie mit den Hilfen, man hat hier wie dort auf das Pferd, den Gang, Weg und die Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und wenn die Strafe ihrer Absicht entsprechen, nämlich von Nutzen seyn soll, und der Reiter das Pferd nicht mißhandeln will, so muß er immerhin bei den leichtesten anfangen.

Jede Strafe, die der Reiter giebt setzt zwei Bedingungen voraus.

1.) Daß das Pferd des Reiters Willen und die Strafen versteht, also weiß, was durch sie der Reiter von ihm verlangt, und 2.) daß das Pferd ohne offenbare Veranlassung fehlt, folglich gegen den Willen des Reiters zu handeln im Begriffe steht.

Ich sah schon oft Personen ihr Pferd strafen, weil das arme Thier ihre zweideutige Hilfe nicht verstand, oder weil es mit seinem stumpfen Beschläg ausgleitete, auf schlechten Strassen in Löcher trat, auf rauhen, steinigten Wegen stolperte, in Waldwegen an Baumwurzeln hängen blieb, über etwas ganz Ungewöhnlichem erschrack, frisch beschlagen, oder auf glatten Stellen zaghaft ging, beim Eintreten eines fremden Körpers hinkte, auf seinem Rückweg eilte, durch Stampfen mit den Füssen und Schütteln des Kopfes sich die Insekten wehrte, oder nach andern Pferden wiherte u. dgl. und die oft durch Schläge, Hiebe und Stösse an den Kopf ihres Pferdes, oder durch Reissen der Zügel ꝛc. ihrem Unverstand die Krone aufsetzten. Möchte doch jeder Jüngling, jeder, der nicht auf seinem eignen Pferde reitet (denn diesem thut er es gewiß nicht), stets sein Pferd mit Ueberlegung behandeln, und auch keine Strafen anwenden, wenn er zornig ist, weil er in diesem Falle bald zu früh, bald zu hart, und bald mit dem unrechten Mittel straft, folglich mehr Schaden als Nutzen stiftet.

Zwar rathe ich nicht, dem Pferde ein wirkliches Vergehen nachzusehn, sondern selbes in demselben Augenblick wenigstens zu rügen, besonders wenn es kleine Unachtsamkeits-, Träg- oder Bosheitsfehler sind, die zu ändern in der Macht des Pferdes standen; aber alles nach Verhältniß. Wenn es, ohne müde zu seyn, auf dem ebensten Wege stolpert, unachtsam auf Weg und Reiter überall hinschaut, gegen fremde Personen und Pferde neidig

ist, necken will, aus Spielerei nach der Stange greift, dem Reiter die Zügel stiehlt, mit dem Kopf schüttelt ꝛc. dann sind gehörige Strafen oder vielmehr Rügen nöthig. Durch Rügen aber giebt man dem Pferde zu verstehen, daß man den begangenen Fehler bemerkt, und ihn im wiederkommenden Falle bestrafen werde; sie dienen also als Warnung, und machen das Pferd vorsichtiger.

Völlige Strafen werden in der Regel nur bei wirklicher Träg- und Faulheit, beim Ungehorsam, Eigensinn und bei Bosheiten angewendet, und zwar erst dann nur, wann wir überzeugt sind, daß uns das Pferd bei den Hilfen verstanden hat, aber dennoch strebt, seine Unarten fortzusetzen. Die Strafe aber muß dem Fehler auf dem Fuße, und zwar nachdrücklich, ohne Geräusch und Schimpfworte nachfolgen.

Eben so muß auch der Reiter, sobald sein Pferd Folge leistet, ihm wieder Versöhnung blicken lassen, weil solches hieraus verstehen lernt, daß es des Reiters Wunsch verstanden, und zu seiner Zufriedenheit vollzogen habe.

Die Stimme als Strafwerkzeug betrachtet, so ist es zuverlässig, daß ihre Anwendung manchmal von Nutzen ist, aber nicht sowohl als Strafe selbst, sondern als Ankündigung derselben. Nur daher kommt es, daß bei lasterhaften Pferden, welche derbe Strafen schon kennen gelernt haben, die zeitige Anwendung der rauhen drohenden Stimme oft ungleich nützlicher und wirksamer ist, als die Strafe selbst.

Die Spießruthe, gehörig lang, stark, und mit einer Spitze versehen, gehört zu den besten und wirksamsten Strafwerkzeugen, denn vor ihr fürchten sich fast alle Pferde, und leisten bälder Folge, als auf die Sporne, bei welchen viele plötzlich stehen bleiben, rück- oder seitwärts gehen, steigen, oder nach dem Sporn schlagen, oder beissen, hintenausschlagen, mit den Zähnen knirschen, grillen, sich

an harte Gegenstände andrücken, oder gar sammt dem Reiter auf den Boden sich niederwerfen u. dgl.

Die Gerte ein= oder einigemal schnell hintereinander, nur kräftig dem Pferd hinter dem Sattel um den Bauch gehauen, oder dessen Hinterschenkel stark damit gezwickt, bringt die trägsten Pferde vorwärts, stettische aus ihrer Stellung, und die unartigen zur Ordnung.

Den Hieb einigemal so angebracht, daß er vor dem Pferd über dessen rechte Schulter zwischen der Brust hineinfährt, unterbricht augenblicklich die Unart des Hintenausschlagens, richtet das Vordertheil in die Höhe und macht folgsam, indem sich das Pferd vorsehen lernt.

Der Sporn ist das zweite Strafwerkzeug des Reiters, das in die Augen fällt, und ob er gleich der Ruthe nachsteht, weil er, wie oben erinnert worden ist, viele Pferde verschlimmert, für welche er also nicht gewählt werden darf, so gehört er darum doch unter die unentbehrlichen, schicklichen und nützlichen Strafmittel, wenn er beim rechten Pferd, zur gehörigen Zeit, im nöthigen Grad, an der rechten Stelle, und bei Unachtsamkeit, Faulheit und Ungezogenheit ꝛc. angewandt wird; faule Pferde feuert er an, treibt sie vorwärts und macht, daß sie sich brauchen, und zusammennehmen, so bald er nur zuweilen, aber alsdann derb, angewendet wird, welches bei diesen Pferden auch schon deshalb so geschehen muß, damit sie nachher auf gelindere Stöße achten.

Unachtsame und flatterhafte Pferde macht er aufmerksam und gesetzt; unartige folgsam, und boshafte widerspenstige, besonders wenn in gefährlichen Augenblicken noch die Zunge und Ruthe zugleich benutzt wird, bezwingbar und nachgiebig.

Ungeübte Reiter, deren Sitz und Faust unstet ist, enthalten sich auf Pferden, die sie nicht kennen, oder von denen sie zuvor schon wissen, daß sie sehr flüchtig und empfindlich sind, besser ganz der Sporne.

Gut und wirksam wird der Spornstich seyn, wenn der Reiter mit dem Absatze etwas einwärts biegt, ohne zuvor weit auszuholen, schnell dem Pferde sich nähert und das Spornrädchen zwischen die Haare drückt; fährt er stoßförmig von aussen herein, so wird das Thier mehr erschreckt als gestraft werden.

Der Spornstich wird am besten ungefähr 3 bis 4 Zoll hinter dem Sattelgurt angebracht. Gleich hinter dem Gurt fühlt ihn das Pferd zu wenig, weiter rückwärts in der Flankengegend ist solches zu empfindlich, und vor dem Gurt dem Ellenbogen nahe, setzt sich der Reiter der Gefahr aus, sein Pferd auf der Stelle zu lähmen.

Der Druck des Spornes richtet sich vorzüglich nach dem Temperament und Versehen des Pferdes, so wie nach der Rädchenschärfe, weil scharfe Sporne und heftige Andrücke dem hitzigen Pferde nachtheilig, bei den faulen Pferden aber stumpfe Rädchen und schwache Andrücke wirkungslos sind.

Sanft drücken wir ihn an empfindliche, gutmüthige Pferde die feine Haare haben, oder nur aufmerksamer oder schneller gehen sollen, stark hingegen bei faulen, eigensinnigen, boshaften und unempfindlichen Pferden.

Bei Anwendung der Sporne darf der Reiter ja nicht zu viel Freiheit lassen, vielmehr muß die Faust durch verhältnißmäßiges Heben, die Zügel so viel verkürzt haben, daß das Pferd in demselben Moment nicht mit dem Kopf herunterfahren, und den Reiter herunter werfen kann.

Zu oft oder anhaltend angewandtes Spornandrücken macht das Pferd stumpf uud sogar stettisch, und erzeugt das Schweifwedeln wie auch das Hauen mit dem Hinterfuße nach dem Bügel.

Die Strafe mit dem Steigbügel besteht darin, daß der Reiter mit der dem Pferde zugekehrten ganzen Seite des Pferdes und dessen Aushöhlung zwischen Gurt und Schulter drückt, oder mehr oder weniger stark anschlägt, um

1) den nicht vorwärts wollenden Schenkel vorwärts zu treiben, 2) den ungeschickten sich zu wenig hebenden an seine Schuldigkeit zu erinnern, 3) bei schnellen Wendungen des Pferdes Vordertheil zu nöthigen, daß es sich geschwinder und sicherer auf die entgegengesetzte Seite wirft, 4) durch das Entgegenhalten des einen Fußes zu verhüten, daß das Pferd nicht eigenmächtig sein Vordertheil herumwerfen kann, um seitwärts sich von etwas wegzudrücken, oder mit dem Reiter umzuwenden, und endlich 5) um das Pferd, indem es stille steht, zu nöthigen, daß es sich durch wechselseitiges Vortreten seiner Vorderfüsse gehörig gestreckt stellt, wobei aber des Reiters beide Füße sich abwechselnd anzudrücken haben.

Das Reiten in der Volte wird für das Pferd mehr oder weniger eine Strafe, je nachdem der Zirkel mehr oder weniger weit gemacht wird. Man wendet diese Strafe oft mit dem besten Erfolge bei Pferden an, die aus Trägheit oder Eigensinn beim Geradeausreiten, oder bei leichten Wendungen sich weigern, ihren Körper zu biegen, ihren äußern Fuß zu heben, ihren Kopf einwärts zu geben, Gallopp anzusprengen oder in diesem Gange auszuhalten.

Einen noch wesentlichern Nutzen leistet die Volte bei Pferden, die schon einige Tage im Stalle gestanden haben, und beim Geradeausreiten voll Munterkeit springen und Sätze machen, wodurch sie den Reiter in die Gefahr herunterzufallen setzen.

Zwei, dreimal das zu muntere Pferd auf einem ebenen Platze, mit einwärts gestelltem Kopfe, in einer Volte herumgetrabt, benimmt sein freiwilliges Springen so schnell, daß es beim wieder Geradeausreiten auf der Stelle gesetzt und gelassen gehet, wo es im Gegentheil wenigstens die erste Stunde läppisch und ungezogen geblieben wäre.

Die Strafe des Zurücktretens auf der Linie, nämlich 10, 20 bis 40 Schritte, gehört unter die wirksamen, aber mit Vorsicht zu wählenden Strafmittel.

Man läßt nämlich ein Pferd, das sein Hintertheil nicht biegen, sondern auf Kosten des Reiters schonen will, oder das sich weigert, vor gewissen Gegenständen vorbei zu gehen, und immer rückwärts weicht, auf der geraden Linie mit aufwärts gerichtetem Kopfe zurücktreten, theils, damit das erstere sein gespanntes Hintertheil heruntersetzen lernt, und das zweite für seine Unart gestraft werde. Bei den meisten fruchtet diese Strafe mehr als andre. Schwache Hintertheile und kranke Sprunggelenkes eignen sich jedoch wenig dazu.

Das Stillhalten auf einer gewissen Stelle wird, nachdem es mehr oder minder lang dauert, auch eine Strafe.

Pferde, die nicht mehr von der Stelle wollen, straft man gewöhnlich, wenn der Reiter hierzu Geduld genug hat, mit dem besten Erfolg auf diese Weise ab, und zwar je länger man sie auf der selbstgewählten Stelle festhält, desto empfindlicher ist es ihnen. Eben so zwingt man auch öfters Pferde, die ohne Noth vorwärts eilen, nicht von Haus oder ihrer Gesellschaft wollen ꝛc. mit dem Stillstehen.

Die Wiederholung einer Lektion wird aus zwei Ursachen für das Pferd eine Strafe, einmal: weil es solche das zweitemal immer gegen seinen Willen verrichtet, indem es Reiz und Neuheit verloren hat, und weil die größere Anstrengung das Thier mehr ermüdet.

Gewöhnlich wird die Lektion mit großem Nutzen wiederholt, wenn sie das erstemal nicht befriedigend, sondern schlecht ausfiel, und zwar aus Unschlüßigkeit oder bösem Willen. Selbst wenn Rohheit, Widerspenstigkeit, oder Unwissenheit die Ursache war, so nützt sie, indem das Pferd durch Wiederholungen Gelegenheit hat, sie besser zu lernen. Schaden hingegen wird die Wiederholung, wenn sie zu oft, auch dann noch verlangt wird, wenn die Lektion schon ohne Fehler war, wie dies manchmal von Personen geschieht, die aus unbedeutenden, unver-

nünftigen oder leidenschaftlichen Ursachen das Thier unrichtig zu behandeln fortfahren.

Von den Wendungen des Pferdes.

Daß die Hilfen der Faust zu den Wendungen anders seyn müssen, als die beim Geradeausreiten, ist einleuchtend.

So lange das Pferd auf einer geraden Linie geht, und auf dieser bleiben soll, darf es seine Richtung nicht verändern. Der Reiter sorgt nämlich durch seine Körperhaltung, Faust und Schenkel ꝛc. dafür, daß das Pferd stets mit gerade gestelltem Kopfe, auf den Zielpunkt hinsieht, den man zu erreichen im Sinne hat.

Will der Reiter aber von dieser Linie abweichen, wenden, so hat er Nachstehendes zu befolgen:

Um sein Pferd rechts zu wenden, dreht er seine linke Faust, indem er zugleich mit ihr 2, 3 bis 4 Zoll rechts hinüberfährt, so viel einwärts mit dem kleinen Finger in die Höhe, daß er die sämmtlichen Nägel sehen kann, hierdurch wird der rechte Zügel, der mit dem linken gleich war, verkürzt, zieht auf der rechten Seite an, und der linke unterstützt durch seinen Druck am Hals die Wendung. Dabei legt oder drückt er zugleich auch seinen linken Waden flach an des Pferdes Bauchseite, und senkt dann seinen Oberleib etwas rechts. Es bestimmt also hier der rechte, und beim Linkswenden der linke Zügel die Richtung des Pferdes, sich dahin zu wenden, wohin es der Reiter haben will, und die Wendung oder den innern Zügel unterstützt blos der äußere. Bei rohen Pferden aber ist es nöthig, daß der Reiter noch jedesmal beim Wenden den äußern Schenkel anlege, weil ohne ihn das Hintertheil des Pferdes, beim Rechtswenden links, und beim Linkswenden rechts ausfällt. Auch erleichtert dieser

Wadendruck dem Reiter und Pferd die Wendung. Dem Reiter, weil dieselbe durch schnelles Nachtreiben des Hintertheils geschwinder, leichter, genauer und anständiger wird, ohne seinen Sitz, seine Stellung darunter leiden zu lassen, und dem Pferd, weil es gleich ganz bestimmt erfährt, was es thun soll, beisammen bleibt, und auch durch diesen Wadendruck sich hinten weniger zu treten im Stande ist.

Wer seine Zügel in beiden Händen führt, erleichtert sich und dem Pferde die Wendung, wenn er beim Rechtswenden durch ein gelindes Anziehen oder vielmehr Einwärtsbiegen der rechten Faust, zugleich den rechten Trensenzügel ein wenig verkürzt; in diesem Falle führt die linke Hand vorzüglich das Pferd, die rechte Faust wendet solches, und der äußere Waden unterstützt die beiden Fäuste in ihrem Geschäft. Will aber das Vordertheil bei kurzen, oft schnellen Wendungen, wie es bei rohen Pferden so häufig geschieht, nicht auf die besagten Hilfen weichen, so thut der Reiter wohl, wenn er solche mit dem Oberleib und einem Zungenschlag verstärkt, auch seinen linken Absatz und Sporn noch zwischen die Schulter und dem Sattelgurt fest und stet andrückt, bis das Pferd die Wendung vollzogen hat.

Pferde, die entweder aus Bosheit, oder großer Trägheit sich zu wenden weigern, werden auch zugleich noch mit der Ruthe gezwickt. Ihr Vordertheil weicht, sobald die rechte Hand mit der Ruthenspitze die linke Schulter oder des Pferdes Oberarm gehörig stark fizt, und das Hintertheil folgt oder weicht, wenn der Reiter die Gerte auf der linken Seite in der Flankengegend oder am Hinterbacken einigemal merklich fühlen läßt.

Beim Linkswenden hat der Reiter natürlich alle die entgegengesetzten Hilfen anzuwenden.

Bei allen Wendungen, sowohl auf die linke als rechte Hand, muß der Reiter des Pferdes Kopf auf die zu wen-

bende Seite biegen, so daß er wenigstens beim Linkswenden das linke, und beim Rechtswenden das rechte Auge sehen kann; und seinen Oberleib neigt er, nach Verhältniß der Biegung des Pferdes, auf die zu wendende Seite, damit sein Schwerpunkt immer auf der Mitte des Pferdes bleibt. Je schneller der Gang des Pferdes, und je kürzer die Wendung ist, desto mehr muß er sich neigen, um nicht durch die hinzukommende Schwungkraft, aus dem Gleichgewicht und Sattel zu kommen.

Es ist wohl durchaus Regel, niemals kurz und sehr schnell zu wenden. Da es aber doch Nothfälle giebt, wo es geschehen muß, so ist dem Reiter beim Kurzwenden ernstlich anzurathen, solches nur im Schritt, höchstens im Trab zu thun. In einer schnellern Gangart stürzt er entweder leicht, oder kann auf eine andere Art Schaden nehmen, oder verursachen. Beim Schnellwenden hingegen muß er sich hüten, seine innere Schenkelfläche, besonders unter dem Knie auf der zu wendenden Seite fest anzuschließen, um nicht entgegen zu wirken. Ist ihm aber unter gewissen Umständen ein fester Schluß nothwendig, so erleichtert er sich und dem Pferde die Wendung, wenn er beim Rechtswenden den linken Schenkel etwas vor-, den rechten aber — hinter dem Sattelgurt, anlegt. Beim Linkswenden beobachtet er natürlich eine entgegengesetzte Anlegung der Schenkel.

Um das Pferd in der Wendung nicht umzuwerfen oder buglahm zu machen, was Unwissenden beim kurzen Wenden so gar leicht widerfährt, muß der Reiter bei allen Wendungen darauf bedacht seyn, daß des Pferdes innerer Fuß, (derjenige, auf dessen Seite gewendet wird), jedesmal vorgreife.

Soll das Pferd seitwärts treten (Traversiren), so stellt er das Pferd beim Rechtstraversiren mit Schulter und Kopf etwas rechts, neigt seinen Oberleib nach Verhältniß auf dieselbe Seite und drückt dann wechselweise die

innere Wadenfläche ein wenig hinter dem Gurt an das Pferd an, wodurch es vermittelst der Fausthilfen, von denen wir sogleich reden werden, seitwärts tritt. Mit dem Sporn darf es aber nicht berührt, weil es sonst, wie auch durch einen derben Druck, vorwärts getrieben werden könnte.

Wird hierbei das Hintertheil mehr rechts, als das Vordertheil gestellt, so wird das Vordertheil verhindert, die Füße schlagen aneinander, treten ungleich auf; werden die Zügel zu sehr verkürzt, so kriecht das Pferd zurück, läßt man solche aber allzulang, so gehet es mehr vor- als seitwärts. Hierbei muß der rechte Zügel das Pferd regieren, der linke hingegen nebst derselbe Waden, beide unterstützen.

Pferde, die seitwärts treten sollen, während sie im Gange sind, hat der Reiter etwas mit den Zügeln zu verhalten, dann den Kopf auf die zu gehende Seite zu stellen, und beim Rechtstreten die linke Faust mit dem kleinen Finger so viel aufwärs zu drehen, daß man von ihr alle Nägel sieht, mit ihr etwas links zu fahren, und den linken Waden anzulegen. Vor den Sattelgurt legt er solchen an, wenn des Pferdes Vordertheil, auf den Gurt, oder gleich hinter ihn, wenn das ganze Pferd in gleicher Richtung, und noch weiter rückwärts, in die Flankengegend, wenn das Hintertheil weichen und seitwärts treten soll. Beim Linkstreten fährt die Zügelhand 1 bis 3 Zoll links herüber, und dreht den Daumen so abwärts, daß, während die Nägel unten stehen, der kleine Finger sich etwas hebt. Die Wadenhilfen der rechten Seite bleiben wie die der linken.

Das sanfte und leichte Aufwärtsbiegen der linken Faust ohne daß der Unterarm daran Theil nimmt, bewirkt, daß sich der Kopf etwas in die Höhe richtet, besonders wenn die Trense mit verkürzt und angezogen wird. Das Pferd tritt dann weit sicherer ꝛc. fährt aber der ganze Arm mit vorwärts, ist die Bewegung schnell und stark, so wirkt sie

als Strafe, und das unter sich bohrende Pferd wird genöthigt, den Kopf aufzurichten, den Hals aus den Schultern zu heben, eine gute Stellung anzunehmen und sich darin zu erhalten. Die abwärts über den Sattelknopf gegen den Reiter zu sich tiefer stellende Faust wird eine Hilfe, welche diejenigen Pferde, die ihre Köpfe hoch tragen, oder vorwärts strecken, oder damit unstet sind, spielend nöthigt, solche tiefer zu stellen, mehr beizugeben, steter zu tragen, und sie so zu erhalten.

Dieß ungefähr nennt man die Hilfen der Faust, auf die wir uns schon früher beriefen, aber Hilfen bleiben sie nur so lange, als sie fein, sanft, stet, und mit Rücksicht auf das Temperament des Pferdes von dem Reiter angewendet werden. Im Gegentheil aber werden sie Strafen.

Nun wollen wir hier noch einige unentbehrliche Hilfen der Faust anführen. In der Regel wird angenommen, daß die Fäuste bei der Führung stets sanft und unmerklich mit den Zügeln spielen, d. h. anziehen und nachlassen müssen, um das Pferd leicht, aufmerksam und gut gestellt zu erhalten. Die Meinungen hierüber sind jedoch getheilt, und einige sagen, daß das wechselweise Anziehen und Nachlassen der Zügel, nämlich bald des rechten, bald des linken, wirksamer sei. Allein strenge untersucht, so scheint mir diese Art, bei der die Zügel getheilt seyn müssen, weil sie leicht unruhige und unstete Köpfe erzeugt, auch das Tempo schwer zu treffen ist, der ersten nachzustehen. Viele gute Reiter wissen diese Methode freilich anzuwenden, immer aber gehört eine feine Aufmerksamkeit dazu, gerade zu rechter Zeit auf der Seite den Zügel gehörig zu verkürzen, wo das Pferd den Fuß hebt. Geschieht das Gegentheil, zieht nämlich die rechte Faust, wenn der linke Fuß in der Luft ist, und die linke, wenn der rechte sich in der Höhe befindet, an, so schwankt Kopf hin und her, und der Zügelanzug verkürzt nicht den Gang,

hebt und erleichtert das Vordertheil nicht, und schiebt es auch nicht rückwärts ꝛc.

Vom Wegreiten vom Haus.

In Gesellschaft soll und darf der Reiter nie allein und früher wegreiten, als bis die ganze Gesellschaft aufgestiegen und zum Abreiten fertig ist. Die wenigsten Pferde haben soviel Geduld, ruhig zum Aufsitzen stehen zu bleiben, wenn sie ihre Kameraden davon gehen sehen. Fast alle werden sogleich unruhig, wollen nicht mehr zum Aufsitzen stehen, und eilen, sobald ihr Reiter nur einen Fuß im Bügel hat, schon im Trab, Galopp oder Carrier nach, wobei ungeübte Reiter nicht selten fallen, oder sonst in Schaden gerathen, besonders wenn des Reiters Stiefel und der Boden, worauf er steht, naß und schlüpferig ist, der Fuß zu weit in den Bügel kommt, oder beim festen Auftreten gleitet ꝛc.

Von der Stelle, wo aufgestiegen worden, muß der Reiter jedesmal langsam im Schritte wegreiten, nie aber mit einem kurzen Getrippel, das zwischen Schritt und Trab die Mitte hält, und Hundetrab genannt wird, oder im Trab, Galopp, oder gar Carrier und zwar:

1) um das, was etwa beim Aufsitzen nicht ganz in Ordnung gebracht wurde, vollends in dem gefahrlosen Schritte zu ordnen;
2) um die Regel der Anständigkeit nicht zu verletzen;
3) um das Pferd, dessen Magen gewöhnlich noch voll Futter, und dabei fest gegurtet ist, nicht gleich außer Athem zu jagen, und
4) um zuvor Reitzeug und Pferd vollkommen kennen zu lernen.

Im Schritt nur wird der Reiter bei einem unbekannten Pferde gewahr, was er bei schnellen Gängen wis-

sen muß, ob es nämlich empfindlich, feurig, schüchtern oder eigensinnig ist, und kann gleich in Bälde seine Maßregeln darnach nehmen.

Es hat sehr viel Gutes, wenn Reiter und Pferd nur stuffenweiß zur stärkern Bewegung übergehen, indem jede plötzliche Veränderung auf den physischen Körper nachtheilig wird. Zur Regel gehört es deßwegen, daß in der ersten Viertelstunde nur Schritt geritten werden soll. Ungeübte erhalten auch durch anfänglich langsames Reiten einen festen Sitz, und dadurch mehr Gegenwart des Geistes.

Um mit dem Pferd im Schritt von der Stelle zu reiten, stellt der Reiter, wenn solches gerade und im Zügel steht, seine halb noch einwärts gebogene Faust gerade, damit es durch ein- und zweizöllige Zügelverlängerung hinlänglich Luft bekommt, vorwärts zu gehen, und legt, mehr oder weniger merklich, beide Schenkel an, worauf jedes gute Reitpferd fortgehen wird.

Von dem Gange der Pferde überhaupt und den natürlichen und künstlichen Gängen insbesondere.

Der Regel gemäß soll, wenn von Gängen überhaupt die Rede ist, die Bewegung der Füße gleichförmig seyn, das Heben und Niedersetzen muß lebhaft, mit Leichtigkeit Kraft und Anstand — ohne Schwanken und ohne Stauchung vor sich gehen, die vordern Füsse müssen gleich weit und leicht vorgreifen, und die hintern gehörig, ohne die Fußstapfen der vordern zu übertreten, noch sehr zurückbleiben, gern und willig folgen, immer senkrecht niedertreten, und der Körper muß immer, so wie die Bewegung der Hinter- und Vorderfüße in gleichem Zeitmaß geschehen, auch in nämlicher Weite vom Boden bleiben, damit beide Schenkel gleichviel leiden, die Bewegung

den Reiter weniger ermüde, und endlich sich die Basis allemal unter dem Schwerpunkte des getragenen Körpers befinde. Auch wird der Schwerpunkt dann jedesmal, wo der Körper regelmäßig übers Kreuz fortgeschoben wird, zwischen die beiden tragenden Füße fallen, folglich vermöge der gehörigen Unterstützung fest und sicher stehen können, ohne daß der Körper zu fallen Gefahr läuft, wie dieß so leicht beim Paß und dergleichen fehlerhaften Gangarten der Fall werden kann.

Freilich wird hierzu erfordert, daß die Stellung der Füße, sowohl im Stande der Ruhe als der Bewegung gut, den Körper stützend, beschaffen sind; so nämlich, daß jeder aus der Mitte der Pferdehälfte senkrecht herablaufe, die hintern so weit als die vordern von einander stehen, und sich sämmtlich weder zu weit vor= noch rückwärts stellen ꝛc. dann wird der Körper gut und sicher getragen und unterstützt, dann findet weder Wanken noch Fallen statt, und das Pferd kann weder sich noch seinem Reiter Schaden zufügen.

Weicht hingegen das Pferd von der geraden Stellung ab, tritt es auswärts, so beleidigt diese Fußstellung das Auge, und der Gang wird wankend und unangenehm; geht es hingegen einwärts, so wird die Stellung zu enge, unsicher, und das Pferd streift sich gerne, setzt es im Gehen einen Fuß gleichsam seitwärts vor den andern, so sagt man, es kreuze, und dies kann zu dem gefährlichsten Sturze ꝛc. Anlaß geben; hebt es einen seiner Hinterfüsse ungewöhnlich hoch, so ist dies der Hahnentritt, der dem Fuß Dauer und dem Reiter Bequemlichkeit und Sicherheit raubt; hinkt es beim jedesmaligen von der Stelle Reiten, so hat den für Pferd und Reiter beschwerlichen und gefährlichen Spat; bleibt ein oder der andere Hinterfuß um etwas zurück, so ist es entweder Lähmung oder eine örtliche Schwäche, die den Reiter hindert, unbeschränkt von seinem Pferde Gebrauch zu machen;

greifen die Hinterfüße über die vordern vor, so hauet es in die Eisen, der Gang, so wie das Geklapper des Anschlagens ist unangenehm, das Thier thut sich nicht selten wehe und setzt öfters durch gefährliches Stürzen den Reiter in Lebensgefahr; biegen Pferde im Schritte nur so lange sie nicht warm sind, ihre Vorderknie zu wenig, bleiben sie zu nieder am Boden und stossen sie mit ihren Fußzehen stark gegen die Erde, so sind solche entweder faul, roh, unentbunden, oder steif und strupirt, oder sehr müde, kraftlos, und dadurch unsicher und unbequem.

Die Eintheilung des Ganges betreffend, so theilt man ihn 1) in den wahren, 2) falschen, 3) natürlich vollkommnen, 4) natürlich unvollkommnen und 5) in den künstlichen ein.

Der natürliche Gang ist der, welchen ein Pferd annimmt, ohne abgerichtet zu seyn, und er kann zu den natürlich vollkommnen gehören, wozu man 1) den Schritt, 2) den Trab und 3) den Galopp zählt; oder zu den natürlich unvollkommenen gezählt werden, zu denen man 1) den Paß- oder Zeltergang, 2) den halben Paß, oder gebrochenen Zelter oder Antritt, und den Mittelgalopp, oder auch fliegenden Paß rechnet.

Der künstliche Gang ist der, welcher dem Pferde durch die Abrichtung beigebracht wird. Der natürlich vollkommne Gang wird nämlich durch gewisse Regeln und Grundsätze verbessert, woraus dann der künstliche hervorgeht, und die Vervollkommnung desselben bildet entweder das Kompagnie- oder Schulpferd.

In Betreff der Vortheile, die der Schritt dem Reiter und Pferde gewährt, läßt sich Folgendes anführen. Dem Pferde dient 1) dieser Gang als eine leichte und gesunde Bewegung; 2) gewöhnt es sich an eine bewegliche, fremde, ihm aufgeladene Last, ferner an das Gebiß und die Führung, und an die Art, wie ihm des Reiters Willen beigebracht wird; 3) lernt es nach und nach die

Hilfen und Strafen, und den Zweck, warum sie angewendet werden, kennen; so auch 4) folgen, eine bessere Stellung annehmen, sich wenden und den ihm vorgezeichneten Weg sicher und willig betreten; ebenfalls wird es 5) mit Gegenständen aller Art so nach und nach bekannt, gewöhnt sich daran, und gehet in schnellen Gängen dann sicher, und für ungeübte Reiter hat er diese Vortheile, daß er

1.) als der niedrigste, langsamste, aber auch deshalb sanfteste und bequemste Gang für jeden Reiter zu einer gesunden und angenehmen Bewegung dient.
2.) Lernt der noch unwissende Reiter im Schritte sich am leichtesten nach und nach an alle Regeln ꝛc. gewöhnen, die in allen Gängen auf Faust und Führung, Stellung, Sitz und Gleichgewicht, Hilfen und Strafen ꝛc. Beziehung haben, begreift ihren Nutzen, und wendet sie in der Folge, nach Erforderniß, bei schnellen Gängen desto gewisser und leichter an.
3.) Lernt er des Pferdes Naturell, das Mechanische seiner Bewegung und Kräfte kennen, wird mit Dingen bekannt, die einen widrigen Einfluß auf die Pferde haben, und bemerkt ihre Unarten und Eigenheiten, denen er dann begegnen kann.

Daß der Reiter erst dann sich wagen soll, schnelle Gänge zu reiten, wenn der Schritt für ihn nichts Beschwerliches mehr hat, versteht sich von selbst.

Der Trab

unterscheidet sich vom Schritte darin, daß bei ihm nicht ein Fuß nach dem andern vorwärts schreitet, sondern immer ein vorderer mit dem übers Kreuz stehenden hintern zugleich sich hebt und niedersetzt, und zwar in einem sol-

chen gleichen Zeitraume, daß zwei Füße immer nur einen Hufschlag hörbar werden lassen; woher es denn kommt, daß wir hierbei nur zwei hörbare Tritte bemerken.

Der Trab ist in jeder Hinsicht ein wichtiger Gang, weßwegen sich der Reiter auch vorzüglich bemühen muß, in ihm schön, gut und fest sitzen zu lernen; hat er dieß erreicht, so kommt er nachher in allen übrigen Gängen gut fort und mit seinem Pferde zurecht.

Zum schnellen Fortkommen ist dies der allein passendste Gang, weil der Schritt zu wenig fördert, und der Galopp, in langen Märschen, nicht vom Pferde ausgehalten werden kann. Natürlich ermüdet er wohl auch das Thier, aber da die ganze Maschine hiebei in gleichförmiger Bewegung ist, folglich die Theile sich wechselseitig unterstützen, so kann das Pferd die größten Reisen, oft ziemlich stark bepackt, aushalten, ohne sich sehr wehe zu thun, oder einzelne Glieder, wie dies beim Galopp geschieht, zu beschädigen.

Ungeübte Reiter, die erst zu Traben anfangen, müssen, wenn sie können, zuerst leichttrabende Pferde mit einem nur mittelmäßig guten Maule, auch anfänglich nur geradeaus im kurzen, und nach und nach gestreckteren Trab reiten, damit sie leichter Stellung und Sitz behalten, und bei der Führung, den Wendungen, Hilfen und Strafen 2c. die vorkommenden Hindernisse besiegen können. Nur wenn der Trab leicht ist, das Maul einen kleinen Druck der noch unsteten Faust verträgt, und der Gang gerade vorwärts geht, wird es dem Ungeübten gelingen, sicher zu reiten.

In Ansehung der Stellung beim Trab ziehe der Reiter seine Schultern und Füsse nicht aufwärts, sondern senke sie natürlich tief, und strecke seine Arme nicht vom Leibe ab. Begeht er den Fehler mit den Schultern, so kommen die Arme aus der ihnen angewiesenen Stellung und Lage, der Oberleib wird unstet, hervorhängend, der

Rückgrad krumm und beweglich, die Stellung verunstaltet, das Pferd im Maule gerissen, und erhebt bald zu viel, bald zu wenig Luft in den Zügeln; und ziehen sich die Füsse aufwärts, so verliert der Reiter die Bügel, die schaukeln dann hin und her, verwirren das Pferd, wodurch dann der Reiter zu fehlerhaften Hilfen seine Zuflucht nimmt, die nicht selten zum Nachtheil führen.

Um ein Pferd in Trab zu setzen, darf man nichts thun, als das Pferd im Schritte mehr antreiben, während man die Zügel verlängert; geschieht dieß gehörig stark, oder wird es so lange fortgesetzt, daß das Pferd nicht im Schritte bleiben kann, so wird daraus der Trab. Oft aber setzt der Reiter solches auch gleich von der aufgesessenen Seite in Trab, in dem Falle läßt er dem Pferde mehr Luft in den Zügeln, als beim Schrittreiten, drückt seine beiden Schenkel in der Gurtgegend auch etwas stärker, als beim Schritte an, und wiederholt nöthigen Falls diese Andrücke, bis das Pferd in Trab fällt. Verhält hierbei ein Unwissender aber das Pferd, so wird solches mehr in Galopp fallen als in Trab. Pferde hingegen, die statt zu traben, immer galoppiren wollen, bringt man gewöhnlich dadurch in solchen, daß man ihnen den Kopf auf die eine oder die andere Seite biegt, (abbricht nach der Reitersprache) je nachdem sie links oder rechts galoppiren, um theils dadurch das Pferd etwas anzuhalten, und das Hintertheil zum Ausfallen zu nöthigen, wodurch sie nicht nur bald in Trab fallen, sondern auch, sobald sie einmal darin sind, halbe Stunden lang darin aushalten, hilft dies nicht, so läßt man sie, bis ihr Stallmuth etwas verraucht ist, zuerst ein Stückchen galoppiren, und bringt sie dann in Trab zurück. Hingegen giebt es auch solche muntere Pferde, die nach dem Galoppiren nicht mehr in Trab zu bringen sind, oder darin erhalten werden können, sondern immer wieder in Galopp fallen, diese muß man erst nach dem Traben galoppiren lassen. Viele Pferde fallen auch schon

dadurch aus dem Schritt in Trab, wenn der Reiter seinen Oberleib etwas vorwärts neigt und dadurch mehr Luft in den Zügeln läßt. Diese Art ist ungeübten Reitern auf vertrauten Pferden vorzüglich zu empfehlen.

Pferde, welche Anlage zu einem Paß haben, und von unachtsamen Reitern zum Schrittgehen nicht hinlänglich angehalten werden können, nicht von diesem Gange aus in Trab gesetzt werden, sondern müssen erst durch Anhalten in den regelmäßigen Schritt gebracht, und aus diesem auf obige Art in Trab gesetzt werden.

Will der Reiter sein Pferd aus dem Galopp in Trab zurückbringen, so hat er solches nur, indem er seine beiden Schenkel gehörig vom Pferde entfernt hält, gehörig anzuhalten, und dazu seinen Oberleib etwas zurück zu lehnen, mit beiden aber wieder nachzulassen, sobald der Trab gebildet ist.

In Betreff des Nutzens, den der Trab für Pferd und Reiter hat, lassen sich nachstehende wesentliche Vortheile anführen:

1) macht der gute Trab das Pferd biegsam und los, leicht in der Hand, ohne das Maul darunter leiten zu lassen, und entbindet seine Glieder, ohne sie zu verderben;
2) macht der Trab das Pferd folgsam, weil durch seine schon mehr entbundenen Glieder ein solches leichter zu gehorchen im Stande ist, folglich weniger Mühe anzuwenden hat, das zu befolgen, was man von ihm verlangt;
3) erzeugt der gute Trab im Allgemeinen einen guten Schritt, einen regelmäßigen Galopp, einen sichern und leichten Gang, Vortheile, welche jeder gute Reiter kennt, und weßwegen man auch die rohen Pferde zuvor austrabt, ehe man sie lehrt, Galopp zu gehen;

Dem Reiter gewährt der Trab folgende, sehr wesentliche Vortheile:

1) ist dieser Gang, als Bewegung für den Reiter betrachtet, besonders wenn er reitet, um sich eine Bewegung zu machen ꝛc. merklich stärker als der Schritt, und ein halbstündiges Trabreiten erschüttert den Körper weit mehr, als ein vierstündiger Ritt im Schritte.

2) ist der Trab der einzige Gang, der uns schnell von einem Orte zum andern bringt, ohne dem Pferde etwas anders als Ermüdung zuzuziehen, und

3) ist er von allen natürlichen Gängen der einzige, welcher allein dem Reiter lehrt, das Gleichgewicht zu erhalten, Schluß und Festigkeit zu finden, gewandt und beherzt zu werden, alle Furcht zu verlieren, und Geistesgegenwart zu bekommen ꝛc.

Der Galopp.

Dieser Gang ist — seiner natürlichen Rohheit beraubt, von den drei Gängen — für den Reiter der bequemste, für das Pferd der ermüdendste, zum Fortkommen der schnellste, und für das Auge des Zuschauers der schönste und einladendste.

Beim Galopp hören wir drei deutlich hörbare, laute, taktmäßige Hufschläge und bemerken drei Zeiträume. Den ersten Hufschlag beim Rechtsgaloppiren macht der sich zuerst hebende, vorwärts greifende und sich fest auf die Erde stemmende linke Hinterfuß, den zweiten der rechte Hinter- und der linke Vorderfuß, die beide zugleich sich heben, vorgreifen und auftreten, und den dritten der rechte Vorderfuß, welcher eigentlich den Takt dazu schlägt, und dem linken Vorderschenkel merklich in einer mehr gehobenen

Stellung vorgreift und auf der Linie des rechten Hinterschenkels fortgeht.

Beim Galopp können wir das Pferd jeden Augenblick ganz in der Luft schwebend erblicken, obwohl so kurze Zeit nur, daß wir es kaum bemerken, weil die Hinterfüße sich schon wieder heben, bevor noch die vordern den Boden erreicht haben, die überhaupt eigentlich bei dem Gange, da sie blos durch die Schnellkraft des Hintertheils fortbewegt werden, keine eigenthümliche Bewegung ausmachen, denn das Letztere hebt sich gemeiniglich auf und das Hintertheil setzt ihm vereinigt nach. Es spielen daher — in der Regel bei jedem Gange — insbesondere aber beim Galopp, die Hinterfüße die Hauptrolle; denn diese können vermöge ihres ganz dazu geeigneten Baues die Last des Vordertheils ohne Nachtheil auf sich nehmen und wieder vermittelst der ihnen eigenen Federkraft vorwärts schleudern, wo hingegen die Verrichtung der Vorderfüße mehr und allein darin besteht, die Last, mit welcher sie beladen sind, zu unterstützen und das Fallen zu verhindern.

Einige wenige Pferde giebt es jedoch auch, die wenn sie viel Schnellkraft und Biegsamkeit haben, in der Bewegung ihrer Henken kurz, geschwind und lebhaft sind, bei ihrem Galopp vier hörbare Tritte wahrnehmen lassen.

In diesem Falle treten dann die zwei übers Kreuz stehenden Füße, die beim zweiten Tempo sonst zugleich auftreten, kurz nach einander auf, und zwar die zwei hintern zuerst, und dann die beiden vordern.

Diejenigen Pferde, die, indem sie rechts galoppirt werden, dem Reiter sehr beschwerlich fallen, ihn immer von hinten vor, auf die linke Seite werfen, und ihm Sitz, Haltung und Stetigkeit erschweren, greifen blos mit ihrem rechten Hinterfuß zu weit vor, wodurch die rechte Schulter des Reiters auch natürlich vorgeschleudert werden muß. Beim Linksgaloppiren geschieht das Entgegengesetzte. Daß man diesen Fehler, wie auch jenen, wenn ein Pferd im=

mer falsch anspringt, ausfällt, seine Kräfte zurückhält, sich übereilt, zu hoch — oder zu nahe an der Erde galoppirt, kein Zeitmaaß hält &c., verbessern kann, weiß jeder gute Reiter, nur wäre auch zu wünschen, daß nur solche beauftragt würden derlei Fehler zu beseitigen.

Rechts galoppirt das Pferd, wenn die beiden rechten Füße über die linken vorgreifen, höher geschoben werden, und der Anfang dazu mit dem hintern linken gemacht wird. Links — hingegen gerade entgegengesetzt.

Beim Rechtsgaloppiren leiden die beiden linken Füsse ungleich mehr, als die rechten, und von diesen zweien der hintere linke das meiste, weil jeden Augenblick sich das Pferd auf diesem Fuße hält, damit am längsten auf der Erde bleibt, ihn nach jedem Sprunge nur kurz nachzieht, und sich in eben der Schnelle wieder auf ihn stemmt, um den folgenden Sprung zu verrichten, und beim Linksgaloppiren leiden aus denselben Gründen die beiden rechten mehr als die linken.

Setzt das Pferd seine Füsse in der bis jetzt erwähnten Ordnung, so nennen dies auch Einige den wahren Galopp, den falschen hingegen, wenn es hinten rechts und vorne links galoppirt. Am gewöhnlichsten galoppirt das Hintertheil falsch.

Man theilt den Galopp gewöhnlich in drei Arten, als 1) in den natürlichen, 2) künstlichen, und 3) den gestreckten, verlängerten, ausgespannten Galopp ein.

Der natürliche Galopp ist derjenige, den wir oft das rohe ledige Pferd auf der Weide gehen sehen, bei ihm streckt das Pferd Kopf und Hals steif voraus, legt sich plump und schwerfällig auf die gespannten Schultern, geht mit dem Hintertheil hoch, hebt wenig und fast gleich hoch seine vier Füße, setzt sie auch ohne deutliche Zwischenräume alle wieder auf den Boden, und hält in dem Rechtsgaloppiren nur mit Mühe eine kurze Zeit aus,

weßhalb er auch für den Reiter äußerst unangenehm und beschwerlich ist.

Beim künstlichen Galopp erscheint uns der Gang schon abgemessener und erhabener, der Takt deutlicher, Muskeln und Gelenke entbundener, des Pferdes Stellung schöner, der Hals aufgerichteter, der Kopf auf der Linie und einwärts gestellt, der Körper versammelt und die Hanken dabei gehörig gebogen, um dadurch die Schnellkraft des Hintertheils mehr zu vergrößern und die Kräfte besser zu vereinigen.

Unglaublich angenehmer wird dieser Gang dem Reiter; die widrigen Stösse sind verschwunden, das stauchende Vorwärtsschleudern der innern Körperseite ist entweder nur noch unmerklich, oder hat ganz aufgehört, an die prellende Bewegung ist eine äußerst milde, den ganzen Körper erquickende Elasticität getreten, welche inzwischen doch mehr dem Reiter, als den Schenkeln des Pferdes behagt, da es hierbei sich immer anstrengen muß, und der Galopp an sich sehr angreifend ist.

Der gut gestreckte Galopp — der in der Regel auf den kurzen oder künstlichen erfolgt — und nur aus diesem durch die Hand eines guten Reiters entwickelt wird, erscheint schon wieder anders. Hierbei — wo die Hanken sich weniger brauchen, die Hinterfüsse weniger, die vordern hingegen weiter ausgreifen, sehen wir das Pferd in einer hübschen, aufrechten Stellung die Sprünge geschwinder auf einander machen, den Gang mehr fördern, und da die Nachhand doch schnell, willig, genau, und sich gehörig brauchend, der Vorhand folgt, den Gang schön, bequem und sicher vor sich gehen.

Ein des Pferdes Temperament und Kultur angemessener Druck der linken Wade, und zugleich ein Verkürzen des rechten Trensenzügels, indem sich die rechte Faust entweder etwas hebt, oder mit dem kleinen Finger einwärts in die Höhe biegt, bestimmt, in einem Augenblicke

angewendet, jedes abgerichtete Pferd auf der Stelle, aus Schritt und Trab rechts Galopp anzuspringen, und so umgekehrt auf die entgegengesetzten Hilfen — links zu galoppiren. Daß nach Erreichung des Zweckes der Zügel gleich wieder verlängert und die Wade weggenommen werden müsse, versteht sich von selbst.

Gute Reiter fangen erst mit dem Galopp auf gerader Linie an, und wenn das Pferd schon vollkommen gut galoppirt, legen sie ihren Oberleib — indem es gestreckt vorwärts geht, etwas rückwärts, um das Vordertheil nicht zu belästigen; ihre innere Schulter schieben sie etwas vor, behalten in allen Theilen ihres Körpers eine gewisse Ungezwungenheit und Ruhe, ihren linken Vorarm schließen sie an die Hüfte an, damit die linke Faust recht still und stet werde, um das Pferd zu nöthigen, die einmal angenommene Stellung zu behalten, durch sanftes Andrücken der äussern Wade ermuntern sie das Pferd und treiben verhältnißmäßig das Hintertheil nach, welches dann auch kein Hinderniß am Vordertheil findet, weil solches theils durch den aufgerichteten hinlänglich vorwärts zu eilen Freiheit hat, theils auch an der Zügelhand die gehörige Unterstützung findet; in die Bügel treten sie ziemlich fest — und haben nichts in Thätigkeit als die Fäuste ein wenig und die äussere Wade. Je kürzer und erhabener der Galopp werden soll, desto bestimmter wird das abwechselnde Anziehen und Nachlassen der Zügel — und das sanfte Andrücken der Wade geschehen.

Beim Galoppreiten muß der Reiter wohl erwägen, was für einen Weg, was für Krümmungen er vor sich habe, und was für ein Pferd er reitet.

Bergab kann er, wenn er nicht stürzen, oder dem Hintertheil seines Pferdes wehe thun will, nie galoppiren, eben so wenig bergauf, wo der Schritt dem Thiere schon schwer genug fällt.

Auf steinigten, holperichten, löcherichten und kothigten

Straßen wird er es wieder unterlassen, eben so auf einem schmalen Fußsteig, oder neben einem Ufer vorbei. Muß, oder will er doch auf Stellen galoppiren, wo ihm ein Graben, Hohlweg, Sumpf oder Wasser 2c. zur Seite ist, so muß er beim Rechtsgaloppiren solche zur linken Seite behalten, sein Pferd sehr pünktlich leiten, mehr links als rechts auf den Boden sehen, und den linken Waden hinter dem Sattelgurt gut angelegt behalten.

Hat die Straße viele, besonders kurze Krümmungen links, so wagt er beim Rechtsgaloppiren, wenn er sein Pferd im Linkswenden auf dem rechten Schenkel behalten will, und umgekehrt, bei kurzen Wendungen rechts auf dem linken Schenkel, daß das Pferd dadurch buglahm wird, oder stürzt; vorzüglich wenn er den Schenkel stark anlegt, um es zu zwingen, im Galopp auszuhalten, und unterläßt er diesen Wadendruck, so fällt das Pferd aus, und trabt, oder wechselt eigenmächtig seine Schenkel, und springt anders an. Hieraus ergiebt sich nun, wie gut und nöthig es ist, daß der Reiter fühle, auf welchem Schenkel sein Pferd galoppire. Er hat daher — in Betreff der Pferde — nicht nur jedesmal zu berücksichtigen, was er für ein Pferd reitet, ob es nämlich roh, oder auf einem oder beiden Schenkeln geritten ist, sondern auch zu wissen nöthig, was jedes dieser Pferde bei jedem Gange an sich eigenes hat, theils um sich gleich sein Betragen zu enträthseln, theils auch um bei jedem stets die nämlichen Maßregeln zu ergreifen.

Diejenigen Pferde, die auf beiden Schenkeln zu galoppiren abgerichtet worden sind, wechseln gewöhnlich leicht und anständig ab, wenn im Gange kurze entgegengesetzte Wendungen vorfallen, besonders wenn der Reiter mit dazu behilflich ist.

Die Hilfen, die ungefähr der Reiter zum Wechseln anzuwenden hat, bestehen im Verkürzen des innern Zügels und Anlegen der äussern Wade.

Für den Reiter hat der Galopp den Nutzen und Vortheil, daß er 1) bequem reitet, 2) für die Augen der Zuschauer hübscher als in irgend einem Gange erscheint, 3) daß er schnell von der Stelle kommt, und 4) fühlen lernt, was unter ihm vorgeht ꝛc.; für das Pferd hat der gute Galopp dreierlei Nutzen: 1) daß man durch ihn einem sehr empfindlichen Pferde sichere Anlehnung aufs Mundstück verschafft, 2) ihm dadurch am besten seinen Athem vermehrt und bessert, und 3) ihm seine übermäßige Stärke verringert, die das Pferd nicht selten zu unordentlichen Sprüngen und widerlichen Stößen anwendet ꝛc.

Von der Carriere

müssen wir, der Vollständigkeit wegen, auch reden, da denn doch der Reiter bald zu seinem Vergnügen, bald um die Schnelligkeit seines Pferdes zu versuchen, oder um etwas einzuholen, oder um einer Gefahr zu entrinnen, manchmal Gebrauch von ihr zu machen hat.

Die Carriere ist der schnellste Gang von allen, welchen das Pferd durch die äusserste Anstrengung seiner Kräfte hervorbringen kann. Sie kann links und rechts statt finden, giebt nicht, wie der Galopp, drei — sondern nur zwei hörbare Hufschläge, die inneren Schenkel greifen unmerklich den äussern vor, die Hinterfüsse stemmen sich zugleich gestreckt auf den Boden, um mit vereinter Kraft den Körper vorwärts zu schnellen und durch höchstmögliche Auseinanderstreckung des Körpers viel Boden zu übergreifen, und somit fallen denn — die weniger hoch gehobenen, aber weit ausgreifenden Vorderfüsse kurz hintereinander auf die Erde.

Um eine gute und sichere Carriere zu reiten, sollte das Pferd zuvor in den vorhergehenden Gängen ausgearbeitet worden seyn, weil aus dem guten Trab der kurze,

aus diesem der leichte, gestreckte Galopp, und erst aus diesem wieder die Carriere entsteht.

Das erste, was der Reiter bei der Carriere zu beobachten hat, ist, daß er sein Pferd kennt; ist solches zum Durchgehen geneigt, hat es beschädigte oder müde Schenkel, ein hartes Maul, oder der Reiter zum nachherigen Aushalten zu wenig Kräfte, oder ist die Strasse sehr uneben oder steinigt, löcherricht, oder hat sie viele Krümmungen und Brücken, geht sie etwas abwärts, oder befinden sich auf ihr Fuhrwerke, Viehheerden, viele Menschen, marschierendes Militär, oder darf man sich nicht auf die Zäumung verlassen, oder hat das Pferd ein schlechtes Gesicht, einen kurzen Athem u. dgl., so darf es der Reiter nie wagen, Carriere zu reiten, weil in einem jeden dieser Fälle entweder er, oder sein Pferd, oder beide zugleich Schaden zu nehmen Gefahr laufen.

Zweitens muß er, wenn er sich aufs Pferd verlassen will, auch sich so benehmen, daß das Pferd sich auch auf ihn verlassen kann, d. h. er muß seine Zügelhand um das, was die Ausdehnung des Pferdes von der zusammengenommenen Stellung verschieden ist, so weit vom Leibe vorwärts entfernen, um dem Pferd gehörig Freiheit zu geben, und es doch fühlen zu lassen, daß solche des Pferdes Gleichgewicht stützen und erhalten helfe. Hat er die gehörige Entfernung getroffen, so fühlt er immer sein Pferd, kann dem Vordertheil, beim Niedersinken des Kopfes, sogleich zu Hilfe eilen, und das Pferd fühlt sich gerade angehalten, bis die Faust auf den Punkt zurückkommt, wo sie im versammelten Zustande des Pferdes der Regel nach stehen soll.

Drittens legt der Reiter seinen Oberleib ein wenig weiter vor, sein Sitz bleibt aber darum doch so fest auf seinem zuvorgehabten Punkte, die Knie müssen etwas beweglich und die beiden Unterschenkel dem Pferde genähert werden, damit er die Waden — um dem Hintertheil nach-

zuhelfen, wenn die Bewegung des Pferdes träger, die Stellung schlechter, der Gang unsicherer werden sollte, in dem nämlichen Augenblick, wo er seine Hand stet in die Höhe hebt, um den Kopf herauf zu nehmen ꝛc., flach anzudrücken, auch nöthigen Falls den Sporn zu brauchen im Stande ist, ohne — wie es Viele thun, erst mit ihnen aus der Ferne, zur Unzeit und unverhältnißmäßig herzukommen.

Um ein Pferd aber — wie dies denn oft vorfällt — auf der Stelle in Carriere zu setzen, hebt der Reiter seine Faust, drückt schnell und stark in demselben Augenblick die beiden Waden, auch bei trägen oft noch zugleich die Sporn an, und läßt dann gleich wieder Luft in den Zügeln, damit das Pferd in seiner Schnelle bleiben kann.

Da die Carriere eine sehr heftige, anstrengende Bewegung ist, die das Pferd nur nach und nach so lernt, wie sie seyn soll, die einen sehr guten Athem, Biegsamkeit und Dauer erfordert, die nur geradeaus statt findet, so darf sie nicht gegen starken Wind unternommen, und nicht zu lange damit angehalten werden.

Eben so hat der Reiter zu merken, daß sich ein Pferd in der Carriere nicht auf der Stelle anhalten lasse. Denn um stehen zu bleiben, muß sich das Thier versammeln, und sein Vordertheil aufs Hintertheil nehmen, um dies aber zu können, muß es das letztere gebogen unter den Trag- oder Schwerpunkt setzen ꝛc. — dies ist dem ausgestreckten, höchst ausgedehnten Körper — ohne der thierischen Maschine wehe und hohe Gewalt anzuthun — plötzlich nicht möglich. Er muß das Pferd aus der Carriere in den gestreckten, aus diesem in den kurzen Galopp, und aus diesem erst zum Stillstehen gebracht werden, so wie man auch von unten hinauf diese Stufen durchläuft — um das Pferd in Carriere zu bringen.

Um das Verhalten nach Regeln zu thun, so führt er seine Hand in dem Augenblick, wenn eben das Pferd

mit seinen beiden Vorderfüssen den Boden berührt hat, und sich wieder zu heben im Begriffe ist, mit einem steten, an Stärke zunehmenden Druck nach sich zu, lehnt so, wie seine Faust kommt, seinen Oberleib mit zurück, schiebt seinen Sitz mehr in den Sattel, stemmt seine beiden Füsse fester in die Bügel, bis er ganz sein Pferd in der Hand fühlt, dann solches vollends auf dem Platze verhält.

Von den künstlichen Gängen.

Es sind dies lauter Bewegungen, die die Kunst und der menschliche Fleiß aus den natürlichen zieht, indem er solche besser entwickelt, ausbildet und veredelt, und die wir daher auch nur an Pferden wahrzunehmen Gelegenheit haben, die durch geschickte Reiter abgerichtet worden sind.

Man hat Schulen für den Militärdienst und Schulen für die Reitbahn, unter den ersten versteht man die eines gut abgerichteten Kampagnepferdes, und unter den letztern die verschiedenen künstlichen Schulen auf und über der Erde, d. h. die niederen und die erhabenen Schulen.

Zu den niedern rechnet man solche, die ohne Sprünge, ohne eine sehr erhabene Stellung blos in fortschreitenden Bewegungen geschehen, und zu den erhabenen Diejenigen, die in verschiedenen nach der Kunst abgemessenen Sprüngen bestehen. Die ersten heissen der Schulschritt, der spanische Tritt, das Piaviren, die Galoppade, der Traverse, Renverse, die Piruette, verschiedene Arten von Volten, Changements und Terre a terre.

Die Schulen der zweiten heissen:

Die Pesade, Mezair, Courbette, Croupade, Balotade, die Capriole, der Schritt und der Sprung.

Sowohl beim Schulschritt, als Schultrapp und Schulgalopp befolgt man in Betreff der Fortbewegung die näm=

liche Ordnung, wie im natürlichen Zustande, nur bewerkstelligt die Kunst, daß das Pferd schöner und stolzer gestellt, mehr beisammen und im Gleichgewicht, mit abgemessenen Schritten, in genauern Wendungen, mit einem in sich leicht hebenden Vordertheil, einem biegsamern und kräftig arbeitenden Hintertheil, einem feinen Gefühl auf Faust und Waden und äusserst folgsam und zuvorkommend erscheint, wir sehen in dem Schulschritt das schön gestellte Pferd, während es dies bleibt, seine vier Füsse ausserordentlich hoch und taktmässig, mehr noch als beim gewöhnlichen Trab heben, sich übers Kreuz in zwei Tempo vorwärts schieben, die hoch und länger in der Luft verweilenden Füsse nur ungefähr einen Fuß über die auch länger auf dem Boden verweilenden Füsse vorsetzen, so, daß das Hochheben dem trabenden und das kurze und langsame Vorgreifen, dem Schritt gehenden Pferde gleicht. Für den Zuschauer ist dies ein sehr schöner, aber auch besonders wie der folgende für den Reiter ein sehr unbequemer Gang.

Der spanische Tritt gleicht, bis auf eine einzige Bewegung der Vorderfüße, ganz dem vorhergehenden.

Hierbei macht nämlich das Pferd mit seinem Vorderschenkel vom Boden weg, bis wieder zum Austreten vier Bewegungen. In der ersten hebt sich der Fuß in die Höhe, in der zweiten senkt er sich, in der dritten, was eigentlich das charakteristische Zeichen des Ganges ausmacht, stellt sich jeder Vorderfuß, indem er noch fast einen Fuß hoch vom Boden entfernt ist, schon so in seine untern Fesselgelenke gerade, daß er dann bei der vierten Bewegung ganz flach, (nicht wie sonst, mit der Fußzehe zuerst) im Heruntersinken den Boden erreicht.

Diese ist eine ausnehmend schöne Bewegung, zu der aber nothwendigerweise Naturanlage das meiste beitragen muß.

Das Piaviren gleicht dem Schulschritt, nur daß das Pferd hierbei auf einer Stelle stehen bleibt, die hintern Füße mehr biegend unterstellt und die vordern sehr hoch und zierlich hebt.

Die Gallopade, ein für den Reiter und Zuschauer sehr angenehmer Gang, besteht in einem taktmäßigen, sehr kurzen, zusammengenommenen Galopp von vier hörbaren Fußtritten, bei welchem das Hintertheil schnell, gesenkt und weit unter den Leib vorgreift und schön, hoch und kurz greifend das Vordertheil hebt.

Der Traverse ist die Schule, bei der das Pferd mit einwärts gebogenem Kopfe auf zwei in der Länge des Pferdes entfernten Paralell=Linien dergestalt querseitwärts geht, daß es die auswendigen Füße — (ohne bei den vordern das innere Knie zu stoßen, und bei den Hinterfüßen die Krone des innern zu treten) über die inwendigen setzt.

Die Renverse ist in Betreff des regelmäßigen Seitwärtsgehens ganz dasselbe, nur ist bei dieser Schule des Pferdes Croupe an der Mauer und der Kopf einwärts gegen die Bahn zugekehrt, statt beim Traverse der Kopf an der Mauer und die Croupe in die Bahn gestellt ist.

Die Pirauette ist eine Art Zirkeltritt, welcher auf einer Stelle von der Länge des Pferdes gemacht wird. Die Croupe bleibt dabei in dem Mittelpunkt und der inwendige Hinterfuß, (z. B. der rechte, wenn die Volte rechts gemacht wird) drehet sich, ohne von der Stelle zu kommen, so, als ob ihn ein Zapfen auf den Boden befestigte, herum; das etwas gehobene Vordertheil beschreibt einen weitern Zirkel als das Hintertheil, und vorne und hinten schreiten die beiden linken Füße über die rechten.

Terra a terra ist ein kurzer, geschwinder, lebhafter und niedriger Galopp von zwei Zeitpunkten, bei welchem das Pferd — indem es zugleich etwas vorwärts rückt, die beiden Vorderfüße zugleich etwas vorwärts und gleich hoch

hebt und niedersetzt, in welchem Augenblicke die beiden Hinterfüße ein gleiches thun d. h. dem Vordertheil auf die eben besagte Art folgen.

Die Pesade ist die Schule, in welcher ein Pferd, indem es fest mit den Hinterfüßen auf einer Stelle stehen bleibt, sich mit dem Vordertheil ziemlich hoch in die Höhe hebt, und die Füße an sich zieht.

Mezair oder auch halbe Courbette, bedeutet diejenige Halbschule, bei der das Pferd erhabener als bei Terra a terra, sonst ganz so und niederer als bei der Courbette geht, und seine und des Reiters Last dem nahe am Boden fortrückenden Hintertheil ganz auflädet und die in der Luft sich befindenden Vorderfüsse sehr gebogen an sich ziehen.

Die Courbette besteht in einem Sprunge, in welchem das Pferd seine beiden Vorderfüße zugleich hoch und taktmäßig — und damit länger als bei der vorhergehenden Schule in der Luft verweilend und an sich gezogen in die Höhe hebt und niedersetzt, und seine sehr gebogenen Hinterschenkel in niedrigen, kurz und schnell vorgreifenden Sätzen eben so in dem Augenblick vorgreifen läßt, wo die vordern den Boden erreichen.

Die Croupade ist ein höherer Sprung als die Courbette, in welchem das Pferd mit allen vier Füßen — nur näher an sich gezogen, so daß alle vier Hufeisen bedeckt werden, von der Erde entfernt ist, auf dieselbe Stelle aber wieder niederfällt, von welcher es in die Höhe sprang.

Unter Balotade versteht man den Sprung, in welchem das Pferd ganz wie bei der Croupade in der Luft ist, nur aber zieht es dabei blos die vordern Füße an sich, die hintern hingegen biegt es, als ob es hinten ausschlagen wollte, so viel rückwärts, daß man die hintern Hufeisen sehen kann.

Vom Uebersetzen.

Der Reiter setzt mit seinem Pferd in die Breite und in die Höhe über, unter den ersten Gegenständen verstehen wir Gräben und Hohlwege, und unter den letztern Barieren, Hecken, Zäune rc.

Im Grunde soll der Reiter sein Pferd nicht unnöthiger Weise mit Springen und Uebersetzen quälen, auch solches nicht gewöhnen über alles ohne Ausnahme zu setzen, damit solches nach des Reiters Willen, bald springe, und bald bloß gehend darüber wegschreite; sonst wollen, wenn sie verwöhnt sind, dieselben über alles setzen, ohne des Reiters Wink, und werden unnöthiger Weise ermüdet, folglich fürs Nothspringen abgeneigt gemacht.

Tritt die Nothwendigkeit übersetzen zu müßen ein, so prüfe und bedenke der Reiter vorher, ob er, ohne sich an den Zügeln zu halten, mit Zuverlässigkeit hoffen kann auf dem Pferd sitzen zu bleiben, und ob sein Pferd im Stande ist, gut und sicher den Sprung zu vollziehen. Denn ist dieses sehr kraftlos, zu alt, zu jung, faul oder zu schwer und zu ungeschickt gebaut, hat es ein schwaches Hintertheil, schadhafte Hinterknie, ein schlechtes Gesicht, ist es einäugig oder gar blind, oder schon zu sehr ermüdet, durch Hunger und Durst rc. entkräftet; oder ist der Graben sehr breit, der Gegenstand sehr hoch, oder der dießseitige Boden, von dem das Pferd abspringen soll, abhängig, naß, glatt und schlüpfrig, locker oder sumpfig, oder ist derselbe jenseits des Sprunges von gleicher mißlicher Beschaffenheit, so hat der Reiter keine Hoffnung sicher überzusetzen; selbst wenn nur ein einziger von diesen Fällen statt findet, kann er leicht hängen oder stecken bleiben, und er thut besser es dann zu unterlassen.

Eben so ist es gewagt, auf einem harten Steinpflaster, über Schlagbäume und ähnliche hohe Gegenstände zu setzen, weil 1) die unnachgiebige Straße für Pferd und Reiter

den Sprung äußerst prellend macht und das Pferd leicht lähmen kann, 2) dessen Hintertheil sich nicht immer ohne zu rutschen, so fest anstemmen kann, als nöthig ist, um seine ganze Schwere in die Luft zu schleudern, und 3) bei Erreichung des Bodens nach dem Sprunge oft durch Ungleichheit oder Glätte der Steine das Pferd fallen oder sich wehe thun kann.

Verbiethen die Umstände das Uebersetzen und der Reiter sollte nothwendig einen Graben passiren müssen, so wird man am besten thun, die bequemste Stelle aufzusuchen und in schräger Richtung durchzureiten. Dabei ist aber wohl auf die gehörige Zügellänge Rücksicht zu nehmen, damit das Pferd im Stande ist, rasch durchzuwaten und das gegenseitige Ufer zu erklimmen. Uebrigens wird ein jeder in solchen Fällen seine Vernunft zu Hilfe nehmen und überlegen müssen, was und wie es zu machen ist.

In Hinsicht des Springens selbst nimmt man an, daß ein gutes zum Reiten gebautes Pferd so breit springen kann, als es lang ist, d. h. von der Brust an, bis zum Hinterbacken in horizontaler Linie gemessen; indessen vermag Uebung dies Maß oft weit zu überschreiten. Auch kommt es allerdings sehr viel auf des Reiters Schwere an, welche jeder Reiter sowohl hier, als in allen Gängen und Verrichtungen in Anschlag bringen sollte, um nie von seinem Pferde zu erwarten, daß es mit ihm so breit und hoch springe, als es dies im Stande ist, wenn es ledig läuft.

Mit dem Breitspringen verhält es sich anders, als mit dem Hochspringen. Beim Uebersetzen über einen Graben zieht das Pferd das Hintertheil näher an das vordere, setzt dann mit dem vordern gerade vorwärts über, während das Hintertheil in gleicher Höhe folgt, ohne daß eins das andre zu tragen braucht. Zwar giebt es auch Pferde, die beim Breitspringen sich ohne Ursache und Nutzen heben, doch aber meist erst durch des Reiters Hilfen ꝛc.

Diese springen dann auch nie, weder sehr breit, noch sicher und angenehm.

Ueber Gräben setzt das Pferd, weil es, ohne sich wesentlich zu heben, nur hinwegstreichen darf und dessen Hintertheil dabei weniger Muskelkraft bedarf, weit leichter als in die Höhe, obgleich auch hiebei auf Körperbau und Uebung äusserst viel ankommt; denn es giebt Pferde, die sehr gut hoch und breit springen, andre springen besser hoch als breit, wieder andre sehr breit und gar nicht in die Höhe — und viele taugen zu beiden nichts.

Setzt hingegen das Pferd über hohe Gegenstände, als Hecken, Zäune, Schlagbäume u. dgl. so hebt es zuerst sein Vordertheil in die Höhe, zieht dessen Füsse einwärts an den Leib, das Hintertheil, welchem die ganze Schwere zu tragen aufgeladen wird, hebt sich durch einen neuen Kraftaufwand, schiebt sich dem Vordertheile nach und trägt nicht nur die ganze Masse, sondern schleudert auch solche bogenförmig — mit rückwärts ausgestreckten Füssen federnartig hinüber.

So hoch als des Pferdes Brust mit dem zu überspringenden Gegenstande steht, kann jedes gut zum Reiten gebaute Pferd übersetzen. Uebung vermag jedoch auch hier das Maß merklich zu erhöhen.

Da indessen solche Bewegungen das Pferd durch Uebung lernt, so können sie auch nur nach und nach durch Uebung sich vervollkommnen lassen, und da das Springen oder Uebersetzen eine der stärksten und angreifendsten Anstrengung für dasselbe ist, so versteht es sich von selbst, daß sich der Reiter hüten müsse, des Pferdes Folgsamkeit und Stärke durch zu öfteres unnöthiges Uebersetzen zu mißbrauchen.

Doch will oder muß nun der Reiter über etwas — es sei dies hoch oder breit, hinübersetzen, so muß er jedesmal noch zuvor sein Pferd, ganz der überzusetzenden Stelle bekannt machen, damit es die Breite oder Höhe

übersieht, um sich vornehmen zu können, wie weit oder hoch es seinen Sprung nehmen müsse. Wird diese Vorsicht unterlassen, und nur auf gut Glück losgerennt, so wird das Pferd unverschuldet bald zu nieder, bald zu kurz springen.

Außerdem muß der Reiter bei allem Uebersetzen hauptsächlich darauf sehen, daß 1) sein Pferd kurz vor dem Sprunge durch gehöriges Zusammennehmen wohl versammelt; 2) in gerader Richtung ganz gleich auf die zu überspringende Stelle angeritten werde, weil a) dadurch das Pferd sich weit leichter heben kann, b) für sich und den Reiter leichter und sicherer springt, und c) sich nicht beim Wiederaufspringen an der Schulter lähmt, was so gar leicht geschieht, wenn es in schräger Richtung aus der Luft auf die Erde kommt. Gewöhnlich wird die rechte Schulter gelähmt, wenn die Croupe links, und die linke, wenn solche rechts gestellt wird; 3) daß der Reiter durch Verkürzung der Zügel das Pferd bewege, daß es springen soll, und ihm im ersten Augenblicke helfe, sein Vordertheil verhältnißmäßig vom Boden zu bringen; 4) aber von dem Augenblicke an, wo sich das Pferd gehoben hat, und sich in der Luft befindet, den Zügeln gehörige Freiheit lasse, damit es nicht in seinem Sprunge verhalten werde, weil beim Hochspringen das Pferd hinten hängen bleiben, und bei Gräben mit dem Hintertheil hineinfallen würde — und im ersten Falle stürzen, im zweiten aber sich gefährlich überschlagen könnte; 5) daß er die beiden einwärts gebogenen Knie zu seiner Haltung nicht nur fest an den Sattel andrücke, sondern auch dem empfindlichen Pferd die beiden Waden anlege, dem trägen, unempfindlichen, rohen Pferd aber zugleich die beiden Sporne stark gebe, damit das Hintertheil genöthigt werde, sich dem vordern in gleicher Richtung nachzuschieben. Alle Pferde, die bei solchen Anstrengungen die Waden nicht achten, bedürfen der Sporne, weil sich denn doch dadurch, da der Sprung mit dem ganzen Leibe geschehen muß, das Hin-

tertheil weniger verspätet und zurückbleibt, als es sonst geschehen würde; 6) daß das Pferd nach Vollendung des Sprunges augenblicklich durch verhältnißmäßige Zügelverkürzung unterstützt werde, damit durch ein gelindes Heben und Aufrechthalten des Vordertheils solches weniger prellend aufspringt, oder wie es oft geschieht, nicht gleich im Carriere auf und davon rennt, oder gar mit dem Reiter über und über stürzt, welches letztere besonders gerne geschieht, wenn der Boden jenseits des Sprunges niederer oder vorwärts abhängend ist, hingegen kann aber auch der Sprung, wenn der Reiter bei Gräben, die jenseits höher sind, das Pferd zu früh oder zu viel verhält, wobei also dies Anhalten nicht geschehen darf, äußerst unglücklich ausfallen, indem dadurch die Hinterfüße in den Graben und die vordern kletternd am jenseitigen Ufer zu stehen kommen, weil eines Theils schon die bäumende Stellung Gefahr droht, und andern Theils das Pferd sich bei dem Einsinken seiner Hinterfüße und dem geringsten Anziehen der Zügel leicht überschlägt und auf den Reiter fällt; und 7) daß der Reiter bei dieser ganzen Unternehmung sich bewußt bleibe, fest und geschlossen sitze, gerade vor sich hin und auf den Gegenstand sehe, und nichts als Faust und Waden bewege, damit das Thier nicht irre geleitet und bestimmt zu handeln gehindert werde.

Die Richtung von des Reiters Oberleib betreffend, so bleibt solche beim Breitspringen, wenn die Ufer gleich hoch sind, in ihrer gewöhnlichen regelmäßigen, senkrechten Stellung, weil hierdurch es dem Pferd am leichtesten wird, von der Stelle abzuspringen, die auf seiner Rückenmitte ruhende Last, die weder das Vordertheil noch das Hintertheil des Pferdes nöthigt, sich bälder zu senken, hindert das Thier nicht, leicht und schwebend in gerader Richtung den Raum zu durcheilen, und der Reiter selbst läuft weder Gefahr zu fallen, noch beim Aufspringen der andern Seite einen Stoß vom Vorder- oder Hintertheil

zu bekommen, da er von beiden gleich weit entfernt ist, statt der zu weit vorliegende, oder sich zu sehr rückwärts lehnende Reiter, während er zugleich noch dem Pferde den Sprung erschwert, fühlbar gestoßen wird. Nur dann, wenn der jenseitige Grabenrand niederer ist, neigt er seinen Oberleib, kurz vor dem Aufspringen etwas rückwärts, um das Vordertheil mehr vor dem Fallen zu sichern, oder wenn das Pferd gleich nach dem Sprunge still stehen soll; er neigt ihn hingegen etwas vorwärts, wenn derselbe Rand höher ist, damit das Pferd sicherer mit den Hinterfüßen den festen Punkt erreicht, nicht rückwärts rutscht, fällt und sich überschlägt.

Setzt der Reiter über hohe Gegenstände, z. B. Hecken, Zäune, Schlagbäume 2c., wobei das Vordertheil sich zuerst in die Höhe hebt und gleichsam durch's Hintertheil getragen wird, ja sogar, um über den erhöhten Gegenstand sich hinwegzuheben, die Nachhand die Last der Vorhand in dem Augenblick, wo diese in der Luft ist, nachzuschieben hat, so neigt sich des Reiters Oberleib — bis sich das Vordertheil gehoben — etwas rückwärts, um das Heben zu erleichtern; rückt aber nachher augenblicklich wieder in demselben Verhältniß, oft noch etwas über die Perpendikularlinie vor, damit des Pferdes Hintertheil freier sich bewegen, und der Reiter, der, bis das Pferd den Boden erreicht, schon wieder sich von selbst auf seine senkrechte Linie zurückzieht, sein Gleichgewicht ohne Anstrengung erhalten kann.

Da der gute Sprung häufig vom guten Anreiten abhängt, so muß der Reiter sorgen, daß zum Anreiten derjenige Gang gewählt werde, der den Sprung leichter und sicherer macht.

Schritt und Galopp sind die zwei sichersten Gänge, nicht aber der Trab oder die Carriere, weil bei den letzten beiden das Pferd 1) zu wenig versammelt ist, und 2) der Reiter selbst hierin sich nicht fest, ruhig und geschlossen

genug dem Springpunkt nähert. Im Schritt reitet man gewöhnlich auf Gräben an, die nicht sehr breit sind, oder wenn das Pferd entschieden gut setzt; über hohe Gegenstände hingegen gewöhnlich im Galopp, besonders wenn des Pferdes Sprungfähigkeit und guter Wille noch in Zweifel gezogen zu werden braucht. Beim hohen Uebersetzen giebt man also auch dem Pferd einen Anlauf, dessen Entfernung sich nach der Höhe des Gegenstandes richtet, je höher solcher ist, desto größer muß man auch dem Pferd den Anlauf gestatten. Am sichersten wird das Pferd rechts galoppirend angeritten, und durch den ruhigen Sitz, die stete Faust und die Nachbarschaft der linken Wade ꝛc. Sorge getragen, daß das Pferd nicht während des Anreitens wechselt, welches so häufig geschieht, und indem es den Reiter aus Gleichgewicht und Fassung bringt, die Sprungkraft mindert, oder wohl gar in ihrer Geburt erstickt, zu den nachtheiligsten Folgen Anlaß geben kann. Meistens ist an dem verwirrten Wechseln, besonders wenn es kurz vor dem Sprunge statt findet — und das Pferd es nicht aus Furcht, Bosheit oder Eifer ꝛc. thut, der Reiter selbst Schuld, weil er, als noch zu ängstlich, seiner Sache zu ungewiß, nur sicher zu springen glaubt, wenn er das Pferd recht spornt, und, um sitzen zu bleiben, sich an den Zügeln hält; es werden sogar die meisten ungeübten Reiter in dem wichtigen Augenblicke des Anreitens von dem Gedanken ergriffen — indem das Pferd den Sprung thun sollte — sich fester und besser in Sattel zu setzen ꝛc., sie ziehen — also nebst der Unruhe ihres Körpers auf dem Rücken des Pferdes — noch ihre Zügel stärker an, hindern das Thier in seiner Unternehmung, und die Folge davon ist, daß es entweder wechselt, oder, ohne zu springen, an dem Gegenstande stehen bleibt, oder sich da rechts, dort links auf die Seite wendet ꝛc.

Vom Schwimmen des Reiters über Flüsse ꝛc.

Schwimmen kann jedes gesunde Pferd von Natur eine Strecke, und zwar weil solches weniger specifische Schwere hat, als eine Portion Wasser von gleichem Umfange, und auch weil der Bau des Pferdes nicht senkrecht, wie der des Menschen, sondern horizontal ist.

Indessen bleibt das Schwimmen für das Pferd immer ein anstrengendes Geschäft, da der Widerstand des Wassers ermüdet, und durch den Abgang einer festen Unterstützung dasselbe mit den Schenkeln höher arbeiten muß, folglich dadurch sehr entkräftet wird.

Unbedingt aber darf sich der Reiter nicht bei jedem Pferde auf die Naturgabe des Schwimmens verlassen. Pferde, die sehr stark und mast, oder schon zu sehr abgemattet, oder durch Kurzsichtigkeit nach dem jenseitigen Ufer zu schwimmen ausser Stande sind, zu schwer beladen ꝛc., können ohne weiteres mit ihrem Reiter zu ertrinken das Unglück haben.

Beim Schwimmen selbst hat der Reiter Folgendes wohl zu beobachten:

1.) Sehe er sich zuvor genau nach der jenseitigen Uferseite um, ist solche sehr hoch oder steil, das Wasser daselbst sehr tief oder reissend, oder das Ufer mit Mauerwerk, hölzernen Pfählen ꝛc. versehen, oder endigt es sich in tiefen Sümpfen ꝛc., so kann der Reiter nicht landen; er quält und ermüdet bloß sein Pferd, ohne seinen Zweck zu erreichen.

2.) Wage er es nie, dort zu schwimmen, wo der Fluß einen starken Zug hat.

3.) Lege er, wenn er von einem Ufer ins Wasser hinunter zu springen hat, während er in gerader Richtung anreitet, seinen Oberleib stark rückwärts, damit das Vordertheil, als wenig beladen, zu sinken abgehalten wird.

Denn da des Reiters Schwere den Körper des Pferdes noch zuvor, ehe das Wasser beide Körper trägt, zu tief ins Wasser drückt, folglich das Pferd da schon alle Kräfte aufzubieten hat, um mit dem Kopfe ausserhalb dem Wasserspiegel zu bleiben; so ist es natürlich, daß der Reiter beim Schwimmen selbst des Pferdes Vordertheil nicht überladen darf, und sein Gewicht möglichst rückwärts lade, wobei zugleich noch erzweckt wird, daß das Pferd vermöge seines erleichterten Vordertheils noch länger im Schwimmen ausdauern kann.

4.) Sitze der Reiter, da ihn das Wasser mittragen hilft, nicht übermäßig geschlossen auf seinem Sattel, weil dies dem Pferd, ohne für ihn nützlich zu seyn, lästig wird.

5.) Leite er sein Pferd mehr mit der Trense, als der Stange, hebe durch sie des Pferdes Kopf sanft und mit Sorgfalt in die Höhe, schlage nie, ob es gleich Einige anrathen, an seine äusserste Kopf- oder Halsseite, um es zu lenken, weil dadurch das Pferd die Augen schließt und seine Richtung verliert, und wende nie oder doch nur selten die Sporne, wohl aber oft zu Aufbiethung mehrerer Kräfte das Schnalzen der Zunge an.

6.) Suche der Reiter bald die rechte, bald die linke Schulter, je nachdem er rechts oder links über den Fluß schwimmt, vorzunehmen, um mit dem Oberleib dem Pferd zu helfen, das Wasser durchzuschneiden.

7.) Schwimme er nie gegen den Strom, und quer durch nur dann, wenn solcher schmal und das jenseitige Ufer gut und zum Anlanden geeignet wäre; in schiefer Richtung stromabwärts ist die beste Richtung für Pferde, auf deren Kräfte und Ausdauer man sich nicht sehr verlassen kann. Aufwärts in schräger Richtung gegen den Strom hingegen sucht man gute Schwimmer zu leiten, weil man dadurch am schnellsten und in der geradesten Richtung hinüber kommt.

8.) Hüte sich der Reiter, nach dem Laufe des Stro-

mes zu sehen, denn nicht selten erregt dieser Hinblick Schwindel und Verwirrung. Er blicke bloß auf seinen Landungspunkt.

9.) Trage der Reiter Sorge, daß sein Pferd so bald als möglich das jenseitige Ufer sehe, wo es wieder heraus soll, weil nichts mehr aufmuntert, seine Kräfte anzustrengen, als dieses.

10.) Fasse der Reiter, um mit dem Pferd verbunden zu bleiben, mit der rechten Hand einen starken Lock Mähnhaare kurz und fest an, und halte sich an solchen, bis er wieder auf festem und ebenem Grund und Boden ist. Ist das jenseitige Ufer hoch und nicht zum leichten Anlanden geschickt, so muß der Reiter, ohne die Mähne fahren zu lassen,

11.) dem Pferde volle Freiheit der Zügel lassen, sich mehr vor- als rückwärts neigen, und wenn es sich thun läßt, etwas schräg hinaufreiten. Sollten sich aber Schwierigkeiten einstellen, die das Pferd am Ersteigen des Ufers durchaus hindern, so muß der Reiter, wozu freilich Gewandtheit gehört, versuchen, sobald er das Ufer erreicht hat, vom Pferd herunter auf's Land zu springen. Das Pferd folgt ihm dann leicht, indem es weniger belästigt ist, und von ihm unterstützt werden kann.

Damit aber die Zügel hierzu länger werden, so muß sie der Reiter über den Kopf herunter nehmen, welches noch beim Sitzen mit der linken Hand geschehen kann, um im Klettern mehr entfernt vom Pferde zu seyn, sonst läuft er Gefahr, daß ihn das Pferd tritt, oder daß eines das andere herunterreißt, weil das Pferd ihm gewöhnlich nacheilt. Erreicht nun solches durch einige Sätze die Höhe früher, so kann und wird solches, vom Reiter festgehalten, so lange auf ihn wartend stehen bleiben, bis er bei ihm ist.

Tritt aber der Fall ein, daß mehrere Reiter zugleich über einen Fluß schwimmen sollen, so muß man darauf sehen, daß die Pferde nie hinter einander, sondern im-

mer neben einander schwimmen, hierdurch feuert ein Pferd das andere an, und das Reissen des Stroms mindert sich auch für die unterwärts schwimmenden, weßhalb daher auch immer das kraftvollste Pferd an die Seite gebracht wird, von woher der Strom eindrängt, die übrigen aber werden nach dem Maas ihrer Kräfte und sonstigen individuellen Zustände eingetheilt.

In diesem Falle, so wie auch, wenn man ganze Koppeln von 10 bis 12 Pferden übersetzen will, die ohne Reiter hinüberschwimmen sollen, und vorne an einander befestigt sind, muß man in schräger Richtung aufwärts den Fluß durchschneiden, immer aber muß auf dem obersten Pferd, an welches der Fluß dringt, ein Reiter sitzen, der dieses Pferd in der besagten Richtung leitet, worauf alsdann in derselben die übrigen Pferde folgen.

Läßt sich ein Reiter auf einen Kahn überfahren, der nicht geeignet wäre, sein Pferd mit aufzunehmen, oder weigerte sich dasselbe, ihm in solchen zu folgen, so nehme er dem Pferde beide Zügel herunter, lege die Kinnkette aus, ziehe die Bügel aufwärts, und lasse solches dem Nachen zur Seite, doch so, daß das Fahrzeug den Strom auffängt, während er es fest an den Zügeln hält, zugleich mit hinüber schwimmen.

Vom Stürzen des Reiters mit dem Pferde.

Dem Stürzen vorzubeugen hat

a) der Reiter bei allen seinen Ritten gut auf den Weg zu sehen, um den Steinen, Löchern, Kothlachen, Eisstellen, Erd-, Sand- und Steinhäufen, schmalen Fußwegen, Wassergräben, Furchen ꝛc. auszuweichen;

b) immer das Pferd vorsichtig mit Stangen- und Trensenzügel zugleich zu führen, theils damit es aufmerksam und gehörig versammelt bleibt, theils auch, damit die Fäuste zugleich in Zeiten zu Hilfe kommen können;

c) sich auf solchen Pferden, oder bei eiligen Ritten, auf schlechten Wegen ꝛc. der steifen Stiefel zu bedienen, weil solche beim Stürzen weit mehr gegen gefährliche Verletzungen, Beinbrüche ꝛc. schützen, als leichte — weiche;

d) sich mit seinem Oberleib, in dem Augenblicke des Fallens, gleich rückwärts zu neigen, weil er dadurch die Gefahr verringert. Denn nicht nur fällt dadurch das Pferd eher aufs Hintertheil, also seitwärts, sondern springt auch leichter mit dem Reiter wieder auf, und

e) muß er gleich darauf bedacht seyn, sich bügelfrei zu machen.

Sind Pferde wirklich im Stürzen begriffen, so muß sie der Reiter nicht nur fest in den Zügeln halten, und durch starkes Heben der Fäuste das gänzliche Fallen zu verhindern suchen, sondern auch, indem er sie etwas verhält, wieder schnell durch die Sporn und Ruthe zur Aufrichtung zwingen, welches, wenn der Reiter sein Bewußtseyn behält und nach Regeln handelt, selten fehlen wird.

Bei dem Stürzen des Vordertheils beider Füsse hat der Reiter auch seine beiden Sporne gleich schnell und gleich stark, zwischen Schulter und Sattelgurt anzuwenden, nicht aber, wie gewöhnlich, hinter dem Gurt; denn dies schiebt nur das Hintertheil noch schneller vor, und überwältigt nun noch mehr das ohnehin aus dem Gleichgewicht gekommene Vordertheil, welches, statt durch einen Hebsprung sich wieder auf die Beine zu stellen, nur schneller fällt, und den Knien vorwärts schießt, bis dann das wirkliche, aber auch höchst gefährliche Stürzen erfolgt.

Sinkt nur ein Vorderfuß, so reicht oft auch der derbe Spornstich des Reiters auf derselben Seite zu, wenn die Faust zugleich ihre Schuldigkeit thut, das Pferd zugleich aufrecht zu erhalten.

Ist aber trotz aller angewandten Hilfsmittel das Fallen nicht zu verhüten, so springe der Reiter, im Fall er nicht unterm Pferde liegt, doch ja gleich wieder auf, und fasse das noch liegende Pferd bei einem seiner Zügel an, damit er nicht neben dem Fallen die Unannehmlichkeit erfährt, sein aufspringendes Pferd auch noch plötzlich durchgehen zu sehen; weil dies die meisten Pferde, sobald sie sich nicht wehe gethan haben, so gar gerne thun. Das nachherige Davonlaufen setzt gewöhnlich den Reiter in eine weit grössere Verlegenheit, als ein leichter Sturz selbst.

Da Pferde, die aus Schrecken oder Furcht vor auffallenden Gegenständen, denen sie auszuweichen suchen, seitwärts drängen und dabei stürzen, gewöhnlich auch auf die entgegengesetzte Seite fallen, nämlich auf die linke, wenn der Gegenstand rechts ist, und so umgekehrt; so können öfters aufmerksame Reiter noch schnell genug bügelfrei werden, und ihre Füsse durch Abstrecken schützen.

Hat mit seinem gestürzten Pferd der Reiter das Unglück, mit einem oder dem andern Fuß unter das Pferd zu kommen, ohne daß er jedoch an solchen beträchtlichen Schaden genommen hätte, so neige er seinen Oberleib so tief nach der Erde hin, daß solcher mit dem Pferd auf gleicher Fläche ruhe, liege dann ruhig, und hüte sich — durch ungeduldiges Ziehen mit dem Fuße, durch Fluchen, Jammern, Schreien ꝛc. das Pferd zur Unruhe zu reizen, damit das durch den Sturz selbst erschrockene Thier einige Minuten ruhig liegen bleibe, und bereite sich vor, beim Aufrichten des Pferdes sogleich seinen Fuß bügelfrei zu machen und hervor zu ziehen, indem derselbe nun erst sehr beschädigt werden könnte. Die Schwierigkeit dabei,

das Durchgehen des Pferdes zu verhindern, muß man nach bester Einsicht und nach Umständen zu beseitigen suchen. Bei steifen Stiefeln glückt es auch oft, daß man den Fuß herauszieht und den Stiefel unter dem Pferde läßt.

Will der Reiter, während er auf seinem gefallenen Pferde sitzen bleibt, solches zum Wiederaufspringen nöthigen, wie man dies hie und da von Reitern zu sehen bekommt, ungeachtet dies höchst gefährlich ausfallen kann und zu widerrathen ist, so wird Nachstehendes genau zu beachten zur Pflicht gemacht, weil er bei Vernachlässigung auch nur einer Regel sehr beschädigt werden kann:

1) gehört hierzu ein gutes, kraftvolles Pferd, das sich, um gleichsam den Fehler wieder gut zu machen, von selbst aufrafft;
2) daß das gestürzte Pferd nicht auf die Seite gefallen ist, oder wenigstens zuvor sich gerade gesetzt hat. Denn ein auf der Seite liegendes Pferd kann nicht, bevor es sich gerade gesetzt hat, wieder aufspringen, ohne zu taumeln oder wieder umzufallen.
3) daß der Reiter mit der rechten Hand sogleich einen Lock Mähnehaare ergreife;
4) die linke Faust stark hebe, um die Zügel, besonders die Trense, stark anzuspannen. Wird die Faust nicht gehoben, die Trense verkürzt, so wird das Pferd mit dem Hintertheil zuerst aufstehen, den Reiter vorwerfen, ihn beim Aufrichten des Vordertheils blutig stoßen, oder ihn wenigstens unbarmherzig rück- oder seitwärts schleudern;
5) seinen Oberleib rückwärts lehnen, um das aufspringende Vordertheil in seinem Geschäfte zu erleichtern; denn der stark vor- oder rückwärts geneigte Oberleib macht, daß der Reiter sein Pferd noch vor dem Fallen beim Stocken, Stolpern und Stürzen weniger in der Gewalt hat, leichter her-

unterfällt und das Pferd auch eher zum Stürzen bringt, beim Aufspringen aber, daß ihm solches — als vorne zu schwer beladen — nicht gleich auf die erste Anstrengung zum Feststehen kommt;

6) sich bügelfrei mache, ohne darum seinem Sitze Schluß und Festigkeit zu entziehen; denn die an den Füssen behaltenen Bügel hindern den Reiter, solche, wie es die Gefahr heischt, abzustrecken, oder damit herunter zu springen;

7) daß der Reiter zur Ermunterung die Zunge giebt, weil dieß Ermunterungsmittel gewöhnlich am wirksamsten ist, leicht und nach dem erforderlichen Grade angewendet werden kann.

Vom Zurückgehen der Pferde.

Der Reiter, der nie weiß, was ihm begegnen kann, und sein Pferd öfters, sowohl rück- als seitwärts treten zu lassen nöthig hat, sollte während dem Reiten, und bevor er diesen unnatürlichen Gang wirklich anzuwenden hat, versuchen, ob sein Pferd im nöthigen Falle auch zurückgehe oder nicht, damit er bei der Gefahr weiß, woran er ist, und auf andre Art vorbeuge. Denn bei jedem Pferd für ausgemacht annehmen wollen, daß es zurückgehen könne und müsse, ist falsch, da solches vermöge seiner Struktur fast allein zum Geradeausgehen bestimmt zu sein scheint; welches die Spannung, mit der ein rohes Pferd gewendet, und der Widerwillen, den es beim Zurücknehmen äußert, am besten bestätigt. Wäre das Zurückziehen so leicht, und dem Thiere so natürlich, so würde es nicht in einem engen Raume, statt rückwärts zu gehen, sich vorne herumwerfen, die Kunst würde nicht nöthig haben, den richtigen Kulturgrad des Pferdes erst abzuwarten, um ihm diese so schwere Lektion beizubringen, und das Pferd würde,

wenn solche zu früh, zu oft und lange angewendet würde, nicht so sehr damit verdorben werden können.

Die Pferde, die sich beim Zurücknehmen weigern, thun dieß oft mehr aus Rohheit und Geschicklichkeit, als aus wirklicher Widerspenstigkeit, mehr aus Schwäche des Rückens, und der Hinterschenkel, als aus Muth und Stärke, und mehr aus Furcht, weil sie nicht sehen, wohin sie treten, als aus Bosheit und Zorn.

So wie beim Vorwärtsgehen die Hinterfüße den Körper vorwärts schieben; so thun dies die vordern rückwärts, wenn es zurückgehen soll.

Beim Zurücknehmen hat man, um recht vorsichtig zu sein, darauf zu sehen, daß man es nicht bei Pferden in zu früher Jugend zu oft in zu langen Strecken bergauf, oder in sehr unebenen, löcherichten, oder auf glatten Wegen, sumpfigen Stellen, nahe an Ufern ꝛc. unternehme, damit

1) des Pferdes Hintertheil nicht verdorben werde;
2) das Pferd sich nicht gegen diese harte Schule widersetzen lerne; z. B. Kopfschütteln, Steigen, und was dergleichen Ungezogenheiten mehr sind, annehme, und
3) daß es nicht durch das Rückwärtsstürzen in einen Graben ꝛc. für die Zukunft verzagt und furchsam gemacht werde.

Fälle, die ein Zurücktreten nothwendig machen, giebt es viele: bald will der Reiter zu seiner Sicherheit und Rettung von einer gefährlichen Stelle in gerader Richtung zurück, weil ihm entweder der Raum zum Wenden fehlt; oder weil er sich schon zu tief in einen Sumpf, in ein Wasser ꝛc. gewagt hat, und zu befürchten hat, beim Seitwärtsumlenken tiefer hineinzukommen; bald will man ein Pferd, das zu sehr sein Hintertheil schont, zu wenig auf die Faust achtet ꝛc. dadurch strafen, und bald die Folgsamkeit und Dressur seines Pferdes damit zeigen; die Fälle

mögen übrigens seyn, welche es wollen, so hat der Reiter nachstehende Regeln zu befolgen:

Zuerst trage er Sorge, daß das Pferd seinen Kopf gerade stelle und beigebe, das Vordertheil sich aufgerichtet habe, daß die Hinterfüße im Zurücktreten mit den vordern gleiche Richtung behalten und daß sie gerade stehen, damit das Gewicht des Vordertheils immer auf beide Schenkel geladen werden kann, auch daß sie erst dann anfangen rückwärts zu treten, wenn sie gebogen unter dem Leibe stehen; aus diesem Grunde behaupten einige gute Reiter, muß durch Anlegung beider Waden zuerst des Pferdes Hintertheil vorgeschoben werden, ehe man es noch zurücknimmt, weil solches erst durch das mehr untergestellte Hintertheil für sich und den Reiter leichter zurückzutreten im Stande ist. Seinen Oberleib legt der Reiter wie beim Pariren etwas zurück, damit die Schultern Erleichterung bekommen, die Schwere des Reiters und des Pferdes Vorhand mehr auf das Hintertheil geschoben wird und das Pferd mehr auf dem Hintertheil als den Schultern zurückgeht; seine beiden Füße zieht er gleich stark und stet nach sich zu, läßt jedoch wechselweise wieder nach, damit die Laden gleich wieder ihr Gefühl erhalten, zieht wiederum an, und dies abwechselnd so lange, bis das Pferd nach Wunsch zurückgetreten ist. Zieht der Reiter aber zu rasch und stark seine Zügel an, ohne dazwischen nachzulassen, so macht er die Laden unempfindlich, zwingt das Pferd zu Ungezogenheiten, verursacht, daß es sich auf die Stange stützt, oder, um dem Mundstückdruck auszuweichen, schneller und weiter zurückeilt, als des Reiters Absicht war.

Die Waden hält der Reiter dabei den Seiten des Pferdes sehr nahe, damit solches, während dem Zurücktreten, nicht mit seinem Hintertheil rechts oder links von der geraden Linie abzuweichen (auszufallen nach der Reitersprache) Gelegenheit hat; er legt also die linke Wade

an, wenn das Pferd zu schnell — oder weiter als der Reiter wünscht, zurückzutreten im Begriffe ist. Stemmt sich das Pferd mit einem, oder seinen beiden Hinterfüßen, indem es sie auseinanderdrückt, an, um nicht weiter rückwärts zu wollen, so treibt es der Reiter, — wenn sich dieß machen läßt — wieder ein oder zwei Schritte vorwärts, oder läßt es einige Minuten lang ruhig stehen, und versucht dann seine Hilfen aufs Neue.

Will das Hintertheil durchaus nicht die Linie halten, so bricht ihm der Reiter nur seinen Kopf auf diejenige Seite ab, auf welche es ausfällt, und merkt er, daß sich das Pferd, statt rückwärts zu gehen, vorne heben will, so läßt er ihm gleich wieder Luft in den Zügeln und lehnt seinen Oberleib etwas vorwärts, soll das Pferd nachdem wieder vorwärts, so läßt der Reiter blos die Zügel nach und drückt beide Waden an die Seiten des Pferdes gleich stark an.

Von den Anstandsregeln beim Reiten.

Da man gewöhnlich den Menschen nach seinem Betragen beurtheilt, folglich solches in mancher Hinsicht einen wesentlichen Einfluß auf ihn hat, so wollen wir hier einige Regeln beisetzen.

Kein Reiter soll, ohne dringende Ursache, durch eine Stadt oder neben honetten Gesellschaften, mit seinem Pferde vorbeijagen; denn er verräth hierdurch nicht nur Mangel an Lebensart, sondern er setzt sich auch auf dem Pflaster der Gefahr aus, zu stürzen, besonders in kurzen Wendungen (um Ecken herum ꝛc.) alte Leute oder Kinder umzureiten, gehende Personen, die aus dem Wege eilen können, zu bespritzen oder zu bestauben. Uebrigens setzt er, bei guter und wachsamer Polizei, sich auch der Gefahr aus, gestraft zu werden.

So sehr übrigens der Reiter sich nach seiner Gesellschaft zu richten und bei ihr zu bleiben hat, so wenig befugt ihn indessen dies, in ihr unartiges Betragen mit einzustimmen, er wird vielmehr zu seiner Ehre, zu ihrer aller Sicherheit aus Achtung für Wohlanständigkeit sie vor Unarten warnen, sie davon abzuhalten suchen, und wenn sein Beispiel und seine Ermahnungen nichts fruchten, sich von ihnen trennen.

Ein Reiter soll während des Reitens weder pfeifen, singen, noch sonst ein Geräusch machen, theils weil es unanständig, anderntheils weil er dabei zu unaufmerksam auf sein Pferd ist, und denselben Fehler auch bei seinem Pferd erzeugen kann. Je stiller sich der Reiter beträgt, je unmerklicher seine Hilfen sind, die er anwendet, und je mehr er auf sein Pferd und sich selbst acht giebt, je schöner ist es, und je sicherer wird er reiten.

Auch soll sich ein Reiter immer gleich bleiben, sowohl beim Alleinreiten, so wie in Gesellschaft, und nicht durch plötzliches Zusammennehmen seines Pferdes in dem Moment, wo er neben Kenner vorbeireitet, geschickter seyn und schöner sitzen wollen, denn er giebt dadurch mehr Blöße und entstellt seinen guten Anstand weit mehr, als wenn er seine natürliche ihm zuvor eigen gewesene Positur ꝛc. beibehalten hätte.

Reiter, die in dem Augenblick ihre Pferde zum schnellen Laufen, Steigen ꝛc. durch Wade- oder Spornstöße auffordern, wenn sie auf ihr Absteiglager zu reiten, oder wenn sie bemerken, daß Leute auf der Straße oder aus den Fenstern herunter ihnen zusehen, auch dadurch die Zuschauer ans Fenster zu locken suchen, um gesehen und bewundert zu werden, verfehlen gewiß ihren Zweck; man sieht zwar auf sie hernieder, aber auch nur hernieder! Denn da man überhaupt in Städten nie jagt, Kuriere oder Personen in eilenden Geschäften ausgenommen, man nie bei Häusern vorbei paradirt, nie im Staub oder Koth, oder auf

rauhem Steinpflaster ohne wesentliche Ursache sein Pferd zusammennimmt, und unnöthiger Weise quält, so ists natürlich, daß der eine Zuschauer den Reiter für betrunken, der andre für unüberlegt, eitel und leichtsinnig, der dritte für prahlend, der vierte für hart und grausam gegen das arme Thier hält. Es wird demnach kein Vernünftiger, der Welt- und Menschenkenntniß hat, sich dazu aufgefordert fühlen.

Noch lächerlicher, unverzeihlicher und meist von den nachtheiligsten Folgen ist das Treppen oder Stiegen hinauf oder herunter reiten; das Pferd ist dazu nicht gebaut und hat hierzu, unabgerichtet durchaus kein Geschick, weßwegen derlei tollkühne Unternehmungen nie gewagt werden sollten.

Unschicklich ist es auch, wenn der Reiter seine rechte Hand in die Rocktasche steckt; lieber lasse er sie herabhängen, oder stütze sie auf, wenn sie an der Führung keinen Antheil nehmen soll; er erschrickt weit weniger, wenn sein Pferd stolpert, ist schneller bei der Hand ihm Hilfe zu leisten, wenn es fallen will, verliert bei einem Seitensprunge, beim Umdrehen, Zurückprellen rc. seltner das Gleichgewicht und reitet sowohl sichrer als anständiger.

Durch die Stadt oder beim Vorrüberreiten an guter Gesellschaft sollte es nie ein gut gesitteter Mensch wagen Tabak zu rauchen, theils weil es unanständig ist, anderntheils auch, weil die rechte Hand zu weit wichtigern Verrichtungen gebraucht werden kann.

Zweite Abtheilung.

Ueber die Jagdkunst.

1. Hirschjagd.

Um einen Rothwildstand erhalten zu können, muß die Ausübung der Jagd mit der wenigsten Beunruhigung desselben stattfinden. Die Jagd mit lautjagenden Hunden erträgt das Rothwild nicht, sondern verläßt die Reviere, in denen es häufig dadurch beunruhigt wird. Auch die lauten Treibjagden, welche ohnehin gewöhnlich von einem schlechten Erfolge sind, veranlassen es oft, seinen Stand zu wechseln. Die besten Methoden zu seiner Erlegung sind:

1.) der Anstand,

2.) das Weidwerken,

3.) das Pürschen zu Pferde und zu Wagen,

4.) das stille Durchgehen einzelner Jäger.

Der Anstand ist nur da von Erfolg, wo man mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen kann, daß das Wild den Wechsel hält, und wo man die Orte kennt, in denen es steckt. Man spürt zu dem Ende ab, um die Wege kennen zu lernen, welche es Abends und Morgens nimmt, um sich Nahrung zu suchen, was sich aus den Fährten, welche jeden Tag zugetreten werden müssen, um die neuen von den alten unterscheiden zu können, mit Sicherheit bestimmen läßt. An einem ruhigen Orte macht

man entweder einen Sitz auf einem astreichen Baume, oder einen Schirm von zusammengesteckten Zweigen, um, davon gedeckt, das Wild zu erwarten. Nur bei gutem Winde, d. h. wenn derselbe von dem Wilde herkommt, läßt sich auf einen Erfolg rechnen. Wild, welches in das Feld wechselt, kommt im Sommer und Herbst erst spät in dasselbe, und man kann daselbst gewöhnlich nur bei Mondschein schießen. Wenn man jedoch die Orte weiß, wo es steckt, so kann man häufig noch bei Tage in der Nähe derselben zu Schuße kommen. Auf ruhig gelegenen Schonungen und Wiesen im Walde zieht es in der Regel gegen oder kurz nach Sonnenuntergang heraus, und es ist rathsam, sich wenigstens eine Stunde vorher anzustellen. Bei dem Morgenanstande stellt man sich, ehe der Tag graut, vor das Dickicht, in dem es am Tage steckt, und wartet, bis die Sonne etwa eine Stunde am Himmel steht. Der Anstand erfordert Geduld und Unverdrossenheit; ist jedoch in Gegenden, wo das Wild einen sichern ruhigen Stand hat, vielleicht das beste Mittel, um starken Hirschen Abbruch zu thun; auch schießt man dabei gewöhnlich am sichersten.

Das Weidwerken oder Pürschen zu Fuß erfordert weit mehr Geschicklichkeit. Man muß dazu vollkommen vierkundig seyn, stets außerordentlich aufmersam, um das Wild eher zu bemerken, als es den Jäger wahrnimmt, wozu ein gutes Gesicht und Gehör nöthig ist, und dann einen so leisen Gang haben, daß jedes Geräusch vermieden wird. Filzschuhe leisten dazu sehr gute Dienste. Auf Blößen ist gar nichts mit dem Weidwerken auszurichten; auf geraden Schneißen zwischen Dickungen kommt man ebenfalls nur selten zum Schusse. Am mehrsten eignen sich dazu bergige Gegenden, gekrümmte Wege in jungen Orten mit vielen leeren Stellen, Wiesenrändern, an denen man gedeckt vom Gebüsche schleichen kann. Daß der Pürschweg so seyn muß, daß es möglich ist, alles

Geräusch zu vermeiden, versteht sich von selbst: denn im trockenen Laube, knikenden Holze u. dgl. kann auch der beste Jäger nicht schleichen. Den Pürschgang richtet man so ein, daß man soviel als möglich guten Wind hat, ihn des Abends eine Stunde vor Sonnenuntergang beginnt, zuerst die Dickungen und bekannten Wechsel in der Nähe derselben abschleicht, und um das Dunkelwerden an die Wiesen, Schonungen und solche Orte, wo das Wild Nahrung sucht, hinkommt. Des Morgens wählt man, insofern es der Wind erlaubt, die umgekehrte Ordnung. Es ist aber freilich sehr verschieden, nach dem Weller, wo man das Wild zu finden rechnen kann. Bei großer Wärme besucht es gern die Suhlen, bei Regen findet man es frühzeitig umherziehend und gern im lichten Holze stehend. —

Sich auf das Gehör beinahe mehr verlassend, wie auf das Gesicht, muß man bei jedem Geräusche, was Wild verrathen kann, ruhig stehen, bis man sich vergewissert was dasselbe verursacht hat; erblickt man Wild in der Ferne, so versuche man nie, anzuschleichen, bevor man sich nicht überzeugt hat, wie viel Stücke es sind, um alle beachten und sich dagegen decken zu können; wage nur dann eine Annäherung, wenn dasselbe durch sein Benehmen zeigt, daß es von der Nähe des Jägers nichts ahnet. Wenn man nicht gedeckt hinter Bäumen, Gesträuch, Höhen anschleichen kann, ist ohnehin jeder Versuch dazu vergeblich, und man thut besser, ruhig abzuwarten, ob das Wild nicht vielleicht heranziehen wird, oder ihm auf Umwegen entgegen zu kommen, wenn dieß Zeit und Umstände erlauben. Wird das Wild aufmerksam, erhebt den Kopf, sieht sich überall umher (sichert), so muß man unbeweglich stehen, ohne nur ein Auge zu rühren, in welcher Lage des Körpers man sich auch befindet, bis es wieder vertraut wird. Daß jede, den Jäger in weiter Ferne bemerkbar machende Farbe, Roth, Weiß, Schwarz in der Kleidung sorgfältig vermieden werden muß, versteht sich

von selbst. Vorzüglich scheut das Wild im Winter Pelzwerk sehr. Kommt man zum Schusse, so merkt man sich vorher die Stelle ganz genau, wo das Wild steht, bleibt ruhig nach demselben stehen, bis man gesehen hat, wo es hinzieht; stößt dann mit dem Fuße die Stelle auf, wo man gestanden hat, oder wirft ein Papier, einen Zweig hin, und geht dann auf den Fleck zu, den man unausgesetzt im Auge behalten hat, wo der Anschuß ist, um die Büchse daselbst zu laden und ihn gleichfalls zu zeichnen (zu verbrechen).

Das Pürschen zu Pferde verlangt ein gut abgerichtetes und sehr ruhiges Pferd, und ist in leichtem Holze, auf freien Stellen, wo das Wild den Fußgänger nicht gut ankommen läßt, in solchen Gegenden, die das Fahren zwar nicht erlauben, jedoch das Reiten gestatten, zu empfehlen. Wenn man das Wild in der Ferne bemerkt, sucht man es im Kreise, in möglichst großer Entfernung zu umreiten, so daß sich die Furcht desselben vor dem Reiter verliert; man nennt dies: daß es das Pferd annimmt. Der Kreis wird dann immer enger, bis man auf Schußnähe herankommt. Da das Schießen vom Pferde immer unsicher bleibt, indem man theils nie gegen eine Bewegung desselben gesichert ist, theils schon das Athmen desselben das sichere Zielen hindert, so sucht man lieber so abzuspringen, daß das Pferd den Jäger vor dem Wilde verbirgt, schleicht dann neben dem fortschreitenden Pferde her, und hält dasselbe erst an, wenn man schießen will, indem man, von ihm gedeckt, des Gewehr darüber hinweghält.

Das Pürschen zu Wagen in ebenen, überall mit fahrbaren Wegen durchschnittenen Gegenden ist sehr zu empfehlen, da das Wild dabei sehr gut aushält, vorzüglich wenn der Wagen in der Form nicht von den gewöhnlichen Holzwagen abweicht. Es geschieht in gleicher Art, wie das Pürschenreiten, nur mit dem Unterschiede, daß,

wenn der Jäger vom Wagen abspringt, was wo möglich hinter einem Baume oder Strauche geschehen muß, der ihn deckt, der Wagen weiter, vom Wilde abwärts, fährt, und in einem Umkreise wieder zu ihm zurückkommt, um ihn abzuhohlen, wenn er nicht zum Schuß gekommen seyn sollte.

Das Durchgehen eines oder zweier Jäger, d. h. lokalkundiger und mit dieser Art der Jagd vertrauter Personen, wendet man besonders auf starke Hirsche an, welche in der Feistzeit die Dickung nur des Nachts verlassen, und denen deshalb wenig Abbruch auf andre Art zu thun ist. Man muß dazu die Wechsel genau kennen, um sich auf denselben vorzustellen, und so viel Fertigkeit im Schießen besitzen, um auch ein sich bewegendes Stück Wild mit einiger Sicherheit treffen zu können. Die Jäger, welche das Wild vertreiben sollen, durchkriechen dann pfeifend und hie und da ein Reis knikend, das Dickicht im Zickzack, so daß sie die Gewißheit haben, jedes Stück loszumachen. Bemerken sie daß dasselbe zurückgeht, so verhalten sie sich eine Zeitlang ruhig, um es nicht da herauszutreiben, wo kein Schütze steht, und beginnen das Zutreiben dann von neuem, nachdem sie sich still zurückgeschlichen haben.

Bei der Jagd auf Rothwild darf nur die Büchse angewandt werden, weil man mit ihr, vermöge des Visirs, ein genaueres Zielen hat, weil nie eine Flinte die Kugel so genau schießt, und diese selbst aus jener schärfer durchschlägt. Nur des Nachts bei dem Anstande im Felde, wo man gewöhnlich nur bei großer Nähe des Wildes schießt, würde die Flinte allenfalls, mit einer einfachen Kugel geladen, Entschuldigung finden. Das Schießen mit Schrot oder Pfosten ist unbedingt als Aasjägerei zu betrachten, weil dabei unvermeidlich viel Wild zu Holze geschossen wird, das man nicht bekommt, da es weder gleich stirbt, noch die Kräfte verliert, weit fortzugehen.

Bei dem Schießen selbst dürfen folgende Regeln nicht unbeachtet bleiben:

1.) Man taxire, bevor man schießt, die Entfernung, um derselben gemäß höher oder niedriger zu halten.
2.) Man schieße nie, wenn man nicht ruhig ist, lasse das Wild lieber fortziehen; dadurch erlangt man allein die nöthige Ruhe, ohne welche kein guter Schütze und Jäger denkbar ist.
3.) Nach dem Schusse beobachte man das Wild, ruhig stehend, genau, um aus seinem Benehmen beurtheilen zu können, ob und wo man es getroffen hat.
4.) Auf dem Anschusse ruht man nicht eher, bevor man nicht den Eingriff der Schalen, den es im Zusammenschrecken bei dem Schusse macht, gefunden hat, um aus den daselbst liegenden oder fehlenden Haaren mit Sicherheit schließen zu können, ob es getroffen oder gefehlt ist.
5.) Nur in solchen Fällen darf man ein angeschossenes Stück Rothwild gleich verfolgen: wenn man es stürzen gehört hat; wenn ihm ein Hinterlauf zerschossen ist. Außerdem muß es mehrere Stunden ruhen, damit es krank wird. Man kann diese Zeit allenfalls verwenden, um es auf befahrenen Wegen, wenn dazu Gelegenheit ist, einzukreisen, um sich schon im Voraus zu unterrichten, wo es steckt.

2. Wildschweinjagd.

In Hinsicht des Geschlechts nennt man das männliche den Keuler, das weibliche aber die Bache. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt wird der Kessel genannt, und ist in gut bestandenen Wäldern, und darin vorzüglich im Dickicht, an nassen und sumpfigen Orten und bruchigen Thälern, wo sie in Gesellschaften beisammen leben; eine

solche Gesellschaft nennt man ein Rudel. Den Stand des Schwarzwildprets spürt man an der Fährte, welche der von zahmen Schweinen vollkommen ähnlich ist, nur daß die wilden schärfere Schalen haben, und daher tiefer eintreten, als die zahmen. Man schießt sie des Abends, wenn sie zu Felde ziehen und des Morgens, wenn sie wieder ins Holz zurücktreten, auf dem Anstande. Auch kann man sie auf der Kirrung schießen; dieses ist ein Platz, wohin man sie durch Mang=Erbsen oder Kartoffeln lockt oder kirrt, die man dahin schüttet, und sich dann in der Gegend versteckt, und von den herbeikommenden Wildschweinen eines schießt. Man kann sie auch durch einen Saufinder suchen, und wenn er sie stellt (d. h. anbillt), wobei das Wildschwein blos auf den Hund achtet, sich anschleichen und so zum Schusse kommen. — Der Saufinder, wozu man gewöhnlich einen Schweißhund wählt, welchen Dienst aber auch ein jeder Hirtenhund versehen kann, ist leicht dadurch abzurichten, daß man ihn erst auf zahme Schweine anhetzt; diese suchen die Fährte der Wildschweine, und sie selbst oft im Lager auf; finden sie nun eine oder mehrere, so bellen sie solche an, wie sie es bei den zahmen Schweinen zu thun gewohnt sind; das Wildschwein bleibt stehen und richtet sich im Lager auf, schaut nach dem Hunde, und ist ganz leicht zu schießen. Wenn der Finder an einen starken Keuler oder ein Hauptschwein kommt, so läuft er bisweilen Gefahr, gehauen zu werden. Ist ein Wildschwein angeschossen, so geht der Saufinder auf der Fährte nach, und wenn er sie einholt, so faßt er sie, wenn er gut ist, beim Ohre, doch muß man auch hier, wie beim Rothwild, dem angeschossenen Wildschweine eine Stunde Zeit lassen, krank zu werden. So nöthig der Schweißhund zur Jagd des Rothwildpret, so nöthig ist auch der Saufinder zur Wildschweinjagd.

Beim Anstande auf Wildschweine thut man am besten, sich auf einen Baum zu setzen, theils damit die Wild=

schweine, welche eine äußerst feine Witterung (Geruch) haben, nicht von den Schützen Wind bekommen, theils damit das angeschossene Wildschwein, welches nach dem Schusse gleich nach der Gegend, wo der Schuß herkam, zu gehen pflegt und den Jäger, zu beschädigen sucht, dem Schützen nicht gefährlich werde; denn der Keuler giebt im Vorbeirennen einen Hieb, indem er von der Seite von unten aufwärts mit seinen Hauern, welcher, wenn er ins Bein kommt, oft bis auf den Knochen, und kommt er in den Leib, bis ins Eingeweide geht. Doch thut er nicht mehr als einen Hieb, und springt sodann gleich fort, daher man auch durch einen Seitensprung, oder durch Niederlegen dem Hiebe entgehen kann. Schlimmer ist eine Bache, diese geht nach einem Hiebe nicht gleich fort, sondern hält sich eine Weile auf, haut aber nicht sowohl, sondern sie beißt und reißt, und wenn man auf der Erde liegt, so beschädigt sie den Liegenden nicht allein mit Hauen sondern sie reißt, beißt und tritt ihn auf den Rücken so lange, bis er durch Hilfe Anderer errettet wird. Dies thut eine Bache nicht allein, wenn sie angeschossen ist, sondern auch, wenn einem ihrer Frischlinge ein Leid zugefügt wird, daher es sehr zu rathen ist, daß ein Jäger bei jeder Art von Wildschweinjagd seinen Hirschfänger bei sich habe, um sich damit wehren und das angeschossene Wildschwein abfangen zu können.

---

3. Rehjagd.

Von den Rehen nennt man das Männchen den Rehbock, oder auch nur den Bock, das Weibchen aber die Ricke. Der Bock unterscheidet sich von der Ricke durch einen breiten Kopf, stärkern und kürzern Hals, breitere Brust und stärkern Leib, vorzüglich aber durch das Geweihe, welches er ausschlußweise vor der Ricke besitzt; wiewohl man auch, jedoch selten, eine Ricke findet, die ein kleines, etwa zwei bis vier Zoll hohes Gehörn aufgesetzt

hat. Das Gehörn des Rehbocks steht aufrecht, die Stangen sind knotig, haben nach Verschiedenheit ihrer Jahre verschiedene Enden, und am Ende jeder Stange zwei Spitzen. Dieses Gehörn wirft der Bock zu Ende Novembers oder Anfangs Dezembers, und zwar vor der Brunst ab.

Die Rehjagd geschieht durch Treibjagen, besonders auf frischem Schnee durch einen einzigen Treiber, den man auf der Fährte so lange nachgehen läßt, bis er die Rehe den auf den bekannten Wechseln angestellten Schützen zum Schusse bringt. Bei ordentlichen Treibjagden auf Rehe muß man besonders die Seitenwechsel besetzen, weil die Rehe im Treiben immer lieber seitwärts als vorwärts gehen. Auch kann man sie vor einem daraufgehenden Hunde, wozu besonders Dachshunde und die sogenannten englischen Bassers zu empfehlen sind, schießen, wenn man nämlich blos auf den Holzwegen herumschleicht, und, sobald der Hund laut wird, stehen bleibt, so kommt man gewiß zum Schuß, denn der Hund läßt nicht ab, bis er die Rehe zu Schuß gebracht hat, und diese, die sich vor dem kleinen Hund nicht fürchten, laufen nicht scharf, und sind also sehr leicht zu erlegen. Die dritte Art Rehe zu schießen, ist auf dem Anstande Abends und früh Morgens im September auf jungen Gehauen, woran Dickigte stoßen, dann am Holzrande, um sie zu belauschen, wenn sie zu Felde und dann wieder zu Holze ziehen; endlich aber im Winter, da man bei tiefem Schnee, Aspen umschlagen läßt, damit die Rehe die daran befindlichen Mäuzchen, oder die künftigen Fruchtknospen zu ihrer Nahrung abbeißen, und wo man sich des Nachts bei Mondschein anstellt und die dahin kommenden Böcke schießt.

4. Hasenjagd.

Die Hasenjagd kann auf verschiedene Art betrieben werden, entweder durch Suchen mit einem Hühnerhunde, oder auf dem Anstande, eben so durch Treibjagen, und endlich durch Hetzen.

Um die Hasen zu suchen, muß man auch wissen, zu welcher Zeit und Witterung man sie im Felde oder Holze zu suchen hat. Wir verstehen hierunter nicht, daß an einem solchen Tage alle Hasen schlechterdings im Felde, an einem andern aber im Holze sitzen müßten; sondern dieß ist nur von der größern Anzahl zu verstehen. Diese werden vorzüglich in Feldern zu finden seyn:

1.) wenn früh, um die Zeit, da der Hase zu Holze zu gehen pflegt, der Wind stark wehet, da sie aus Furcht vor dem Rauschen der Büsche im Felde zurückbleiben.

2.) Wenn im Herbste das Laub und die Ekern stark fallen, welches den furchtsamen Hasen ebenfalls Schrecken verursacht. Um diese Zeit wird man sie am meisten in den sogenannten Palgen, Sturzäckern oder umgepflügten Winterstoppeln antreffen; weil sie da lockern Boden finden, um sich ein Lager zu machen, in den Saatfeldern hingegen von den Arbeitern an der Winterbestellung, in den Sommerstoppeln von den Hirten, und in den Krautstücken von den Blätter holenden Weibern daran verhindert werden.

In den Hölzern werden die Hasen am liebsten sitzen:

1.) an kalten Wintertagen, wenn es ihnen schwer fällt, sich in der gefrorenen Felderde ein Lager zu machen, die sie besonders im Holze an den Bäumen, wo nur die Sonne hinscheint, der Baum hingegen die kalte Luft aufhält, im Schaurigen sitzen;

2.) im zeitigen Herbste, ehe das Laub und die Eckern fallen, in den Feldern aber alles Getreide einge=

ärntet und alles von Menschen und Vieh rege gemacht wird, das Holz hingegen noch grün und dick ist. Und so wechselt es nach Beschaffenheit der Witterung die ganze Schießzeit. Am vorzüglichsten findet man

3) die Hasen im Holze, wenn es bald schneiet, und man kann sicher darauf rechnen, daß in ein bis zweimal 24 Stunden Schnee liegt, wenn man an einem schönen Tage des späten Herbstes bei warmem Sonnenschein wenig Hasen im Felde antrifft.

Man hat indessen auch Holzhasen, die das Feld unter keiner Bedingung suchen. Auch muß man einen Unterschied in Hinsicht der Gegend machen, nämlich in einer ebenen Gegend, wo die Hasen die Hölzer so viel möglich, vermeiden, und nur sodann zu Holze gehen, wenn die oben angeführten Ursachen sie aus dem Felde treiben, oder in einer gebirgigen Gegend, wo die Hasen zu aller Zeit das Holz und die Abhänge der Gebirge am liebsten suchen, und sehr wenig auf dem Felde sitzen.

Man sucht die Hasen also entweder auf dem Felde, oder im Holze. Auf dem Felde ist ein guter Hund von entschiedenem Nutzen; von diesem verlangen wir, daß er vor Hasen stehet, keinen Hasen der nicht angeschossen ist, verfolgt, dem angeschossenen aber, der schweißt, so lange nachgeht, bis er ihn einholt und todt beißt, und dann einen solchen Hasen sowohl, als auch einen, der auf den Schuß gleich todt niederfällt, seinem Herrn zuträgt. Vor einem Hunde, der in gehöriger, nicht zu naher und nicht zu weiter Entfernung vor seinem Herrn herum reviert, hält alles kleine Wildwerk besser, als wenn man ohne, oder mit einem zu weit und zu flüchtig revirenden Hund sucht. Steht der Hund, so muß man ihn erst weitläufig, dann immer enger kreisen, d. h. in einem Kreise um ihn herum gehen, und immer dahin sehen, wo der Hund mit dem Kopfe hinweist, da man denn endlich das Wild-

pret, wovor er steht, bald sehen wird, und in gehöriger Nähe zum Schuß kommen kann. Eben so verhält es sich auch, wenn man, ohne daß der Hund steht, einen Hasen sitzen sieht, daß man ihn nämlich erst weitläufig, dann immer enger kreiset, dabei aber niemals stehen bleibt, weil das Wild sonst gleich herausfährt.

Der Anstand der Hasen ist am besten, wo es Holz giebt, da man sich Abends, wenn die Hasen zu Felde, und früh, wenn sie wieder zu Holze gehen, am Holze mit Beobachtung des Windes so anstellt, daß Abends die Luft von dem Holze auf den Schützen und das Feld zu, und früh vom Felde auf den Schützen und das Holz zugehe, damit das Wild keine Witterung von dem Schützen bekomme. Dieser Anstand verdient auf alle Weise den Vorzug vor dem Anstande im Felde; denn die Hasen halten im Holze die Stunde des Ausganges und den Wechsel dergestalt, daß, wenn sie nicht gestört werden, sie alle Abende um die nämliche Zeit, und an dem nämlichen Orte heraus, und früh auf gleiche Weise wieder hineingehen, welches beim Feldanstande nicht der Fall ist, denn wo im Felde der Hase heute Abends um 7 Uhr hinkommt, da kommt er vielleicht morgen des Nachts um 12 Uhr hin, weil er im Felde nicht wie im Holze Wechsel hält, sondern bald da, bald dorthin läuft. — Die rechte Anstandszeit ist Abends von Sonnenuntergang, so lange man sehen kann; früh muß man vor dem ersten Schimmer des Tageslichts sich anstellen, und bis nach Sonnenaufgang stehen bleiben.

Die Treibjagen auf Hasen sind auch zweierlei, Feld- und Holztreiben. Beide sind eine sehr angenehme Jagd, aber die Feldtreiben sind der Wildbahn schädlich. Dies leuchtet schon daraus ein, weil man dabei keine angeschossenen Hasen nachsuchen kann, sondern alles, was angeschossen und nicht gleich auf dem Platze bleibt, verderben und eine Beute der Raubthiere werden muß. Gewöhnlich läuft

bei dieser Gelegenheit alles mit, was nur eine Flinte tragen und loßschießen kann, und daß dabei mehr zu Schanden als todt geschossen wird, läßt sich leicht denken. Die gesunden Hasen aber, welche so viel Lärm und Schießen hinter sich hören, werden die Gegend oder wohl gar das Revier verlassen. — Nicht so schädlich und eben so angenehm sind Holztreiben. Man kommt gar nicht in Versuchung so weit zu schießen als im Felde, folglich wird nicht so oft und nicht so viel zu Schanden geschossen.

Noch ist zu erinnern, daß man sich bei allen Feld- und Holztreiben und Anständen auf alle Arten von Wildpreten nach dem Winde richten muß, damit das Wild keine Witterung bekommt.

---

5. Die Auerhühnerjagd.

Diese Klasse von Vögeln zeichnet sich vor andern durch ein sehr scharfes Gesicht und feines Gehör aus, daher sie den Jäger in einer Entfernung von mehr als hundert Schritten gewahr werden. Ist man ihnen aber einmal auf den Hals gekommen, so kann man sie wegen ihres niedrigen und schweren Fluges leicht schießen.

Das Auerhuhn wählt zu seinem Aufenthalt am liebsten solche waldige, sumpfige Gegenden, wo Schwarzholz und Laubholz ist, und wo sie des Abends auf große Bäume steigen, und die Nacht über schlafen, früh Morgens aber wieder herunter gehen, und am Tage auf der Erde stehen.

Im März, bei gutem Wetter fängt die Balzzeit an, da der Auerhahn alle Morgen um zwei Uhr zu balzen anfängt, und mit Tagesanbruch wieder aufhört. Dies geschieht auf folgende Art: er geht auf einen hohen Baum, mit ausgebreitetem und beinahe gerade in die Höhe stehendem Schwanze, vorwärts ausgestrecktem Halse, ausgebreiteten Flügeln und unter verschiedenen Sprüngen herum,

wobei er zugleich einen Ton von sich hören läßt, gleich als wenn jemand mit der Zunge klatscht, welchen er bisweilen mit einem andern verwechselt, der dem Wetzen einer Sense ähnlich ist, auch wohl mitunter leise pfeift und singt, aber immer wieder auf seinen ersten klatschenden Ton zurückkommt. Dieses ist der Zeitpunkt, den der Jäger benützen muß, sich gegen ihn anzuschleichen, sobald er aber still wird, muß der Jäger auch gleich in der Lage, worin er sich befindet, sei sie auch noch so unbequem, stehen bleiben, ohne auch nur einen Finger zu rühren, bis der Auerhahn nach etwa fünf Minuten wieder zu balzen anfängt; denn sobald dieser außer der Balzzeit nur das geringste Geräusch hört, so steigt er sogeich auf, und fliegt oft weit von seinem Stande weg; fängt er also wieder zu balzen an, so schleicht der Jäger während desselben wieder näher heran, und dies bei jedem Balzen so lange fort, bis er sich auf Schußweite genähert hat, wo er ihn dann auch in währendem Balzen herunter schießt.

Außer der Balzzeit kann man die Auerhähne auch vor einem Hunde schießen, der darauf abgerichtet ist, sie, wenn er sie antrifft, zu Baume zu springen, und dann zu verbellen, der Auerhahn sieht dann auf den Hund, und wird den Jäger nicht gewahr, der sich alsdann anschleichen, und entweder im Stehen oder im Fluge schießen kann.

Man sollte eigentlich nur Hähne schießen, weil sich die Jungen alsdann besser vertragen und fortkommen. Gewöhnlich schießt man den Auerhahn mit der Büchse, man kann es aber auch mit einer scharfschießenden Flinte, mit Laufkugeln, Pfosten oder grobem Schrot geladen, thun.

Das Wildpret des Auerhahns ist sehr wohlschmeckend.

6. Birkhühnerjagd.

Das Birkhuhn wird so genannt, weil man es da, wo viele Birken sind, am häufigsten antrifft; denn es hat seinen liebsten Stand in Birken- und Buchen-Waldungen und Gehölzen. Die Balzzeit des Birkhahnes ist im März und noch mehr im April. Dies thun die Birkhähne nicht wie die Auerhähne allein auf Bäumen, sondern auch auf der Erde, wobei sie die Federn sträuben, die Flügel fächerförmig ausbreiten, mit denselben um sich schlagen, sich im Kreise herum drehen, und dabei unter fortwährendem Gurgeln und Pullern einen dem Worte Frau nicht unähnlichen Laut von sich geben, der bei jeder Wiederholung um eine Terzie in der Tonleiter steigt. Während dieser Zeit kann man sich an ihn, so gut wie an den Auerhahn, heranschleichen, muß aber eben sowohl, wie bei jenem, den strengsten Stillstand beobachten, sobald er aufhört zu balzen, bis er nach etwa fünf Minuten wieder anfängt, wo man sich so nach und nach bis auf Schußweite nähert.

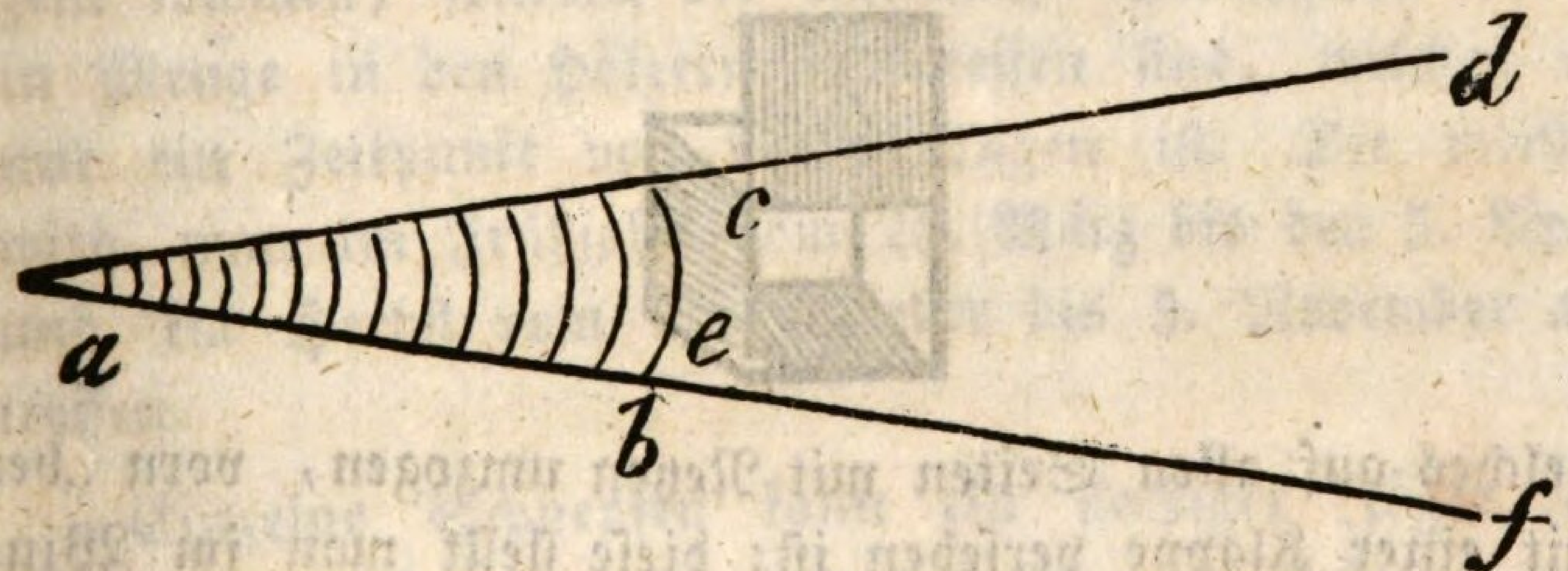
Außer der Balzzeit ist ihnen, besonders den alten Hähnen, sehr schwer beizukommen, und nur durch Zufall bekommt man hie und da etwa im Treiben, Jagen, oder auf dem Anstande zum Schuß. Junge kann man leichter dadurch bekommen, wenn man eine Lockpfeife macht, die den Ton der Jungen nachmacht, da alsdann die Alte glaubt, es habe sich eines ihrer Kinder verirrt, und dem Schalle mit allen ihren Jungen nachgeht, da man dann, wohl versteckt, zum Schusse kommen kann.

Man fängt die Birkhühner auch in Schlingen oder Dohnen.

7. Rebhühnerjagd.

Die Jagd der Rebhühner wird durch Schießen und Fangen betrieben; durch Schießen theils im Herbste mit der Hasenjagd zugleich, wozu besonders ein guter Hühnerhund unentbehrlich ist; theils im Frühjahre, wenn die Hühner in Paaren liegen.

Das Fangen der Rebhühner geschieht auf die allen Jägern bekannte Art mit dem Treibezeuge, da man den Sack des Treibzeuges, welcher spieglich gestrickt und mit schwachen Reifen inwendig versehen, immer spitziger und spitziger, und am Ende ganz wie eine Fischruthe zuläuft, wie diese Figur a. b. zeiget,



dahin in eine Furche stellt, in welcher die Hühner, wie man schon durch den Hühnerhund weiß, liegen, treiben und fangen will; an diesen Sack werden die Stecknetze oder Wände gestellt, so, daß sie an die weite Seite des Sackes anpassen, und immer weiter auslaufen, wie die Figur c. d. e. f. zeigt; wenn dies geschehen, nimmt der Jäger einen Schild von Wachsleinwand vor sich, worauf eine Kuh gemalt ist, mit dieser umgeht er die Hühner erst von weitem, dann geht er von der entgegengesetzten Seite ganz langsam auf die Hühner zu, diese glauben, es sei eine etwa daselbst weidende Kuh, vor der sie sich nicht fürchten, sondern immer in der Furche fort und bis in das Treibzeug laufen. Sobald die Hühner zu laufen anfangen, muß der Jäger sogleich stille stehen, bis sie wie-

der ruhig liegen, damit sie nicht auffliegen und den ganzen Fang vereiteln. So wie das letzte Huhn im Sacke ist, läuft der Jäger leise hinzu, und bindet den Sack mit einem daran befindlichen Leine an dem weiten Ende zu, alsdann nimmt er die Hühner an dem spitzigen Ende einzeln heraus, und verwendet sie zu dem bestimmten Gebrauch.

Die zweite Fangart ist durch Stecknetze, womit man kleine Feldhölzer, worin Hühner liegen, umstellt, und worin sie des Abends, wenn sie nach ihrer Nahrung aus dem Holze laufen, gerathen. Man muß aber Acht haben, daß sie nicht die Nacht über von Raubvögeln abgelöst werden.

Die dritte Fangart ist mit der Schneehaube, dieses ist ein viereckigtes Gestelle von Holz, in dieser Form

welches auf allen Seiten mit Netzen umzogen, vorn aber mit einer Klappe versehen ist; diese stellt man im Winter, wenn Schnee liegt, in einzeln auf dem Felde stehende Dornen- und andere Büsche, dergestalt, daß man inwendig etwas Lockspeise an Körnern hineinstreuet. Sobald nun ein Rebhuhn hineingeht, und den sehr leicht befestigten Faden der Falle berührt, fällt diese sogleich zu, und das Huhn ist gefangen. Dasselbe wird aber, wenn nicht genau darnach gesehen wird, auch oft, wie aus den Stecknetzen, von den Raubthieren ausgelöst.

---

8. Schnepfenjagd.

Unter den Zugvögeln, die sich theils nur im Herbst und Frühjahre auf dem Hin- und Rückzuge einige Zeit bei uns aufhalten, theils im Frühjahre zu uns kommen,

den Sommer über hier bleiben und brüten, und den Herbst wieder fortziehen, sind die Schnepfen ihres so wohlschmeckenden Fleisches wegen die beliebtesten.

Es giebt zweierlei Schnepfen, nämlich Wald- und Wasserschnepfen. Erstere gehören zu den Zugvögeln, die sich nur im Frühjahr und Herbste auf dem Zuge einige Zeit in unsern gemäßigten Gegenden aufhalten, zu ihrem Winteraufenthalte aber wärmere Gegenden suchen; den Sommer hingegen in nördlichen Ländern zubringen, und daselbst ihr Geschlecht fortpflanzen.

Ihre Ankunft im Frühjahre hängt von der Witterung ab; ich verstehe hierunter nicht die Zeit, wenn sie einzeln kommen, sondern die eigentliche Strichzeit, wo sie in Menge in den Hölzern anzutreffen sind, welches oft nur ein Zeitpunkt von wenig Tagen ist. Die meisten wird man im Frühjahr vom 20. März bis den 5. April und im Herbst vom 20. Oktober bis 5. November antreffen.

Einzelne Schnepfen kann ein fleißiger Jäger mit einem guten Hunde, der davor stehet, in birkenen und erlenen Büschen, auch im Schwarzholze suchen und schießen, auch sich Abends deßhalb am Holze anstellen. Dieser Anstand ist eine sehr angenehme Jagd; so ungewiß der Flug der aufgejagten Schnepfen am Tage ist, so stet ist ihr Flug, wenn sie des Abends am Holze herangezogen kommen, da sie sich auch schon von weitem durch einen gewissen knurrenden Laut, welcher Aehnlichkeit mit dem Worte Quark hat, hören lassen; und wenn, besonders bei hellem Wetter, ihrer mehrere zusammen kommen, so stechen sie aufeinander, bei welcher Gelegenheit sie sich ebenfalls durch einen Ton hören lassen, der fast klingt, wie Zschi, Zschi, zugleich flattern sie in der Luft gegen einander, und sind dann sehr leicht zu schießen.

Kommen die Weindrosseln zahlreich an, so ist dies

ein gewisses Zeichen, daß nun der rechte Schnepfenstrich ist, und dann muß man die Hölzer mit Klappern durchtreiben lassen, wo von einigen Schützen eine Menge geschossen werden kann. Man darf hierbei übrigens nur kurze Treiben machen, die auch nicht breiter seyn dürfen, als man sie mit Schützen bestellen kann; dabei ist auch jedesmal darauf zu sehen, wo die aufgejagten Schnepfen, welche nicht geschossen worden, wieder niederfallen; um sie sodann gleich wieder aufsuchen zu können.

In Nadelhölzern kann man sie im Herbste am sichersten und besten in Laufschlingen, wie solche bei der Birkhühnerjagd beschrieben sind, und die man auf die Erde stellt, oder in Schnepfenfallen, welche Aehnlichkeit mit den Schneehauben der Rebhühner haben, fangen. In Laubhölzern ist aber wegen des Laubes, welches darauf fällt, nicht viel damit zu machen. Fallen sie häufig in kleinen Feldhölzern an, so kann man sie auch mit Hühner-Stecknetzen fangen, die man aber fleißig wieder abtrocknen muß, damit sie nicht verstocken. Doch ist auch ein guter Schütze, besonders wenn er einen guten Hund hat, immer vermögend, so viel zu schießen, als man zum Verspeißen nöthig hat.

Die Wasserschnepfe, auch Bekässine, Doppelschnepfe und Heerschnepfe genannt, unterscheidet sich von voriger durch ihre kleinere Gestalt und ihren Aufenthaltsort. Sie haben die Größe einer Wachtel, aber einen eben so langen Schnabel als die Waldschnepfe. Sie ist vom April bis in den Oktober in unsern Gegenden anzutreffen, und hat ihren Aufenthalt am liebsten in sumpfigen Wiesen, im Grase hinter Binsenstöcken, auch am Rande der Teiche in Rohrkaupen, und überhaupt in allen moorigen und sumpfigen Plätzen. Wegen ihres schwankenden, schnellen Fluges, und weil sie sich im Fliegen immer in der Luft überschlägt, ist sie äußerst schwer zu schießen. Man kann

sie aber auch mit Schlingen und Schlagnetzen fangen, wie die Waldschnepfen, die man dahin legt, wo sie ihre Gänge haben, und mit Moos oder Schlamm belegt, und zur Lockspeise Regenwürmer oder Hafer vorlegt; welches man auch den Waldschnepfen zu diesem Behufe geben kann.

Eine Abart davon, welche aber viel kleiner ist, sich aber an eben diesen Orten aufhält, nennt man die kleine Sumpfschnepfe, auch Sandläufer.

Das Wildpret aller dieser Schnepfen gehört unter die besten Leckerbissen.

9. Wildentenjagd.

Die wilden Enten gewähren uns eine sehr angenehme Jagd. Man hat von diesen Thieren verschiedene Arten. Die eigentliche sogenannte wilde Ente, welche bei uns brütet, auch vom zeitigsten Frühjahr an bei uns bleibt, und nur dann erst von den Teichen weggeht, wenn diese zufrieren, wo sie aber auch nicht weiter, als auf die offenen Flüsse und Seen geht, und den Winter daselbst zubringt. Dieses ist die vorzüglichste Ente in Absicht auf Größe und Geschmack, die bei uns auch am häufigsten brütet. Die übrigen sind nur Nebenarten, nämlich die große und kleine Krikente, die aschgraue Ente, die Tafelente, die Winterente, der Langhals, die Pfeifente und die Schnurrente, diese sind größtentheils nur als Zugvögel auf den Teichen zu betrachten, und erkennen eigentlich die Flüsse als ihre Heimath.

Auf Flüssen kann man die Enten als Zugvögel betrachten, und, die Brutzeit ausgenommen, sie schießen, wie und wann man will. Wer aber Teiche hat, der kann im zeitigen Frühjahre auf dem Anstande, jedoch in einiger Entfernung von den Teichen, Entvögel auf dem

Zuge schießen, welches aber unterbleiben muß, sobald die Legezeit anfängt. Wenn aber die Enten nicht mehr legen, sondern fest auf ihrer Brut sitzen, so entfernen sich die Entvögel von ihnen, und gehen auf abgelegene, große, rohrige Teiche, wo sie sich den Sommer durch mausen, da man sie ebenfalls ohne Schaden wegnehmen kann, weil sie nun zur Auferziehung der Jungen weiter nichts beitragen.

Ein alter Jäger erzählt von seiner Entenjagd: „Ich ließ durch das Rohr Gänge hauen, und einen Jäger nebst seinem Hunde auf größern Teichen auf dem Kahne herumfahren, auf kleinern aber im Rohre herum waden; der Hund suchte bei dieser Gelegenheit das ganze Rohr aus, und trieb die jungen Enten vor sich her, die dann über die ins Rohr gehauenen Gänge wegschwammen, und daselbst von mir und andern daran angestellten Schützen geschossen wurden."

Ferner sind sie angenehm zu schießen, wenn sie flugbar sind, und des Abends von einem Teiche zum andern fliegen, da man sich dann anstellen, und sie in ihrem langsamen Fluge mit Bequemlichkeit schießen kann.

Im Großen sind sie wohl am meisten auf den bekannten Entenfängen auf großen Teichen zu bekommen, wo man sie jährlich zu vielen Hunderten und Tausenden fängt. Es ist aber gut, daß diese selten nur auf großen Teichen anwendbar, und sowohl in ihrer Anlage, als auch sonst mit großen Kosten verbunden sind, denn sonst möchte durch dieselben das ganze Entengeschlecht in wenig Jahren vertilgt werden.

---

10. Fasanerie.

Um eine eigene Fasanerie anzulegen, läßt man sich von einer Fasanerie so viele Fasanenhühner kommen, als

man zur Anlegung der eignen nöthig hat; auf zwei Hühner rechnet man einen Hahn. Man hebt sie in einer Fasanenkammer auf; und füttert sie darin, bis die schönen Märztage kommen, wo man sie aussetzt.

Da der weite Transport ausgewachsener Fasanen kostspielig, beschwerlich, und mit Gefahr für die Fasanen verbunden ist, so kann man sich auch im Frühjahre frische Fasanen-Eier von einer Fasanerie verschreiben, die man sodann von einer Truthenne ausbrüten läßt, wenn sie flugbar sind, in der Fasanenkammer einsperrt, und die Hühner davon nebst der gehörigen Anzahl von Hähnen in den schönen Tagen des Märzmonats aussetzt.

Beim Aussetzen ist zu merken, daß man dazu eine Gegend wähle, wo die Fasanen Buschwerk zu ihrem Aufenthalt und einen fließenden Bach oder Graben in ihrer Nähe haben. Der Fasan liebt überhaupt einen etwas niedrigen und feuchten, jedoch nicht ganz sumpfigen Aufenthalt.

Da man den Fasanen, wenn sie in die Kammer gesetzt werden, die Spießfedern an einem Flügel verschneidet, so müssen diese verschnittenen Federn einige Zeit vor dem Aussetzen ausgezogen werden, damit sie beim Aussetzen wieder gewachsen sind, und der Fasan in der Freie rechten Gebrauch davon machen kann. An dem Orte wo die Fasanen ausgesetzt werden, bereitet man einige kleine Hütten von Reißholz, worin man sie anfänglich füttert, bis sie selbst gewohnt sind, ihr Futter zu suchen.

Die Fasanenkammern sind auf folgende Art einzurichten: die Fenster werden mit Laden versehen, durch welche bloß durch einige darein gebohrte kleine Löcher etwas Tageslicht hineinfällt. Oben, etwa eine oder ein paar Ellen unter der Decke, wird die ganze Kammer mit grober Leinwand bezogen, damit die Fasanen die Köpfe sich nicht an der harten Decke einstoßen. In die Ecken der Kammer werden kleine Strohhütten gemacht, oder auch nur einige

Schütten Stroh hohl angelegt, wo die Fasanen einen Zufluchtsort hinter demselben haben. Der Boden der Kammer muß mit grobem Sande überschüttet seyn, und solcher oft erneuert werden, damit die Fasanen immer genug Sand haben, um darin patteln zu können. In diese Kammern giebt man den Fasanen ihr Futter, welches aus gespaltenen Krauthäuptern, auch Waizen und Gerste besteht; jedoch hat der Waizen hierbei den Vorzug. Auch muß man ihnen täglich frisches Wasser geben.

Man soll auch niemals zu viel in eine Kammer zusammen setzen, und sie überhaupt nicht in den ersten warmen Tagen des Septembers, wenn sie noch nicht völlig ausgewachsen und flugbar sind, einfangen, um sie einzusetzen. Viele pflegen die Fasanen im Herbste einzufangen, solche in die Kammer zu sperren; und im Frühjahre wieder auszusetzen. Wir halten aber nicht viel davon, sondern finden für weit besser, wenn man die Fasanen in den ebengedachten Reißighütten mit geringem Waizen den Winter durch füttert; sie halten sich besser im Freien, und behalten auch mehr Kräfte und Schnelligkeit, den Raubvögeln und Raubthieren zu entgehen. Nur in diesem einzigen Falle sind wir für das Einfangen der Fasanen im Herbste, und die Verwahrung derselben den Winter über auf der Kammer, wenn man kein fließendes Wasser, das den Winter über offen bleibt, auf dem Reviere hat, weil da die Fasanen gerne weg weichen und sich auf andere Reviere begeben. In diesem einzigen Falle ist es besser, sie im Oktober in Steckgarnen nach und nach alle einzufangen, auf der Kammer zu verwahren und bei schönen Tagen auszusetzen, die überflüssigen Hähne aber von der Kammer zu verspeisen.

Die Art, die Fasanen zu schießen und zu fangen, verdient hier keiner besondern Bemerkung, weil keinem Wildpret so leicht beizukommen ist, als dem Fasan. Um aber die Fortpflanzung dieses so wohlschmeckenden und theuren

Vogels der in der Landwirthschaft gar keinen Schaden macht, dagegen sehr leicht die Beute von Raubthieren wird, möglichst zu befördern, muß man keine Fasanenhenne, sondern bloß Hähne schießen, und zum Verspeißen einfangen.

Es giebt auch verschiedene Spielarten von Fasanen; man hat bunte, Gold- und Silberfasanen; erstere findet man hin und wieder in Fasanerien, und sie sind wirklich als Abkömmlinge und Spiele der Natur gewöhnlicher Fasane zu betrachten. Goldfasane hingegen, deren eigentliches Vaterland China ist, und die man, so wie die ebenfalls aus China stammenden Silberfasane ihrer Seltenheit und Schönheit halber blos gleich einem andern zahmen Geflügel zum Vergnügen in Gärten und Höfen hält, und den Winter über in einem Stalle, den Sommer über aber in einem verzäunten und mit einem Netz überzogenen Platze, sind bis jetzt noch zu selten, um ihnen die Freiheit zu gönnen, und sie zu einem Gegenstande der Jagd zu machen.

Monatliche Uebersicht der Jagdbenutzung.

Jänner.

Die Klapperjagden auf Haasen und Füchse werden fortgesetzt, die Suche auf dem Felde, oder das Hetzen mit Windhunden ist nur bei offnem Wetter und nicht gefrornem Boden anwendbar. Rebhühner können bei Schnee geschossen werden. Auf offnen Gewässern zeigen sich oft wilde Enten und auch wohl Gänse, denen jedoch schwer Abbruch zu thun ist. Wenn man sich in einem dicht mit Reisern besteckten Kahne unter Wind ruhig heranfahren läßt, gelingt es wohl bisweilen einen guten Schuß anzubringen. Rehböcke werden noch abgeschossen, und sind oft, wenn Mast gewesen ist, in diesem Monat sehr feist. Auch auf Wildschweine dauert die Jagd noch fort; es werden jedoch nur noch Keuler und Frischlinge geschossen, obwohl

diese durch den Winter und jene durch die Brunst schlecht geworden sind. Vom Roth- und Dammwilde schießt man bei einem regelmäßig behandelten Wildstande nur noch an Schmalthieren und Spießern, was der nothwendige Bedarf verlangt. Fischottern kann man bei hartem Froste in mondhellen Nächten auf ihren Aussteigeplätzen auf dem Anstande erlegen. Der Jäger sucht auch fleißig die Fährten der Füchse, wilden Katzen, Wiesel, Mardern, Iltisse u. dgl. auf, und schießt oder fängt sie, weil jetzt die Bälge vorzüglich schön sind.

Hornung.

Im Allgemeinen geht die Mittel- und niedere Jagd zu Ende und alles Pürschen oder Schießen des jetzt kümmernden Hoch- und Schwarzwildes ist überhaupt einzustellen. Mit Ausnahme können jedoch im Anfange dieses Monats Füchse und Haasen gejagt werden, auch kann man bei Schneewetter die Rebhühner mit dem Schneegarn fangen, man muß dieses aber in kurzer Zeit einstellen. Das Haselhuhn kann mit Pfeifen zum Schusse gelockt werden. Der Wiederstrich, Wiederzug oder Frühstrich der weggezogenen wilden Gänse, der wilden Enten und der Feldlerche tritt ein. — Starke Hirsche werfen jetzt ihr Geweihe ab, welches in der Medizin benützt werden kann.

März.

Der Auerhahn wird während der Balzzeit geschossen. Es werden mit der Lockente wilde Erpel und Enten zum Schuß gebracht, oder in Netzen gefangen. Schnepfen werden geschossen, auch kann man sie auf etwas sumpfigen Wiesen mit Steckgarnen, Hochnetzen 2c. fangen. Wilde Tauben werden geschossen.

April.

Die Jagd erstreckt sich nur auf die Schmalthiere und Spießer von Roth- und Dammwild, wenn solches aus-

drücklich verlangt wird; doch ist es besser, den Wildbedarf durch Rehböcke zu befriedigen. Die Jagd auf Auerhähne, Birkhähne, Schnepfen und Erpel dauert fort, auch ist die auf Bekaßinen zu betreiben. Junge Füchse werden gegraben und die Baue deshalb fleißig nachgesehen. Die alten Raubvögel können auf den Horsten (Nestern) todt geschossen und die jungen ausgenommen werden. Wilde Tauben sind auf den Ruf und bei Salzlecken zu schießen.

M a i.

Alles Jagen, Pürschen und Schießen ruht. Die Auerhahnenbalz wird noch benützt. Die Wachteln werden in den Winter- und Sommersaaten mit Steckgarnen auf den Ruf gefangen.

J u n i.

Die Hirsche fangen an feist zu werden, verfärben sich ganz, und es können Grashirsche gepürschet werden. Rehböcke werden geschossen, deßgleichen auch Rehkälber für die Küche. Junge Haasen werden geschossen. Wilde Gänse und Enten kann man auf Seen und Teichen im Geröhricht mit Netzen fangen und andre junge Vögel aus den Nestern nehmen und aufziehen.

J u l i.

Hirsche und Rehböcke werden geschossen. Die junge Entenjagd und die kleine Schnepfenjagd wird stark getrieben. Zu wilden Gänsen ist jetzt die Schießzeit und der Schlagfang. Zwischen Johannis und Jakobi mausern sich die wilden Enten und Gänse, daher sie in den großen Teichen haufenweise gefangen werden können. Junge wilde Tauben können in den Vorhölzern geschossen werden.

A u g u st.

Jetzt ist die Hirschfeistzeit. Hirsche und Rehböcke werden gepürschet. Der Dachs wird geschossen und gefangen.

Zu Ende dieses Monats werden vorzüglich die Hauptjagden angestellt. Die kleine Jagd auf Haasen und Hühner beginnt in vielen Gegenden mit dem 24. August; doch muß man die schwachen Hühner noch schonen, auch ist es unwirthschaftlich, schon jetzt viel Haasen zu schießen. Wenigstens muß man die in Wiesen, Kartoffelfeldern u. s. w. fest sitzenden jungen und Mutterhaasen schonen. Wilde Enten werden theils in der Suche, theils auch schon auf dem Einfalle geschossen. Die wilden Tauben, welche sich jetzt in Schwärmen auf den Feldern niederlassen, kann man schießen oder in Garnen fangen. Junge Trappen können mit dem Hühnerhunde in Getreidestücken gesucht werden. Jungen Birkhähnern ist in gleicher Art auf großen bewachsenen Sumpfgegenden Abbruch zu thun. Selbst das junge Haselhuhn hält an schönen Tagen wohl dem Hühnerhund aus. Die Doppelschnepfe und Bekassine fällt jetzt in Menge auf sumpfigen Wiesen ein, und liefern ein vortreffliches Wildpret.

September.

Das Pürschen der Hirsche wird im Anfange der Brunst noch fortgesetzt. Rehböcke, welche jetzt feist sind, Haasen, Fasanen, Rebhühner und wilde Enten werden geschossen. Der Trappe steht auf Saatfeldern und ist feist. Die Schnepfenjagd fängt an, und die Jagd auf Bekassinen wird fortgesetzt. Die Haselhühner werden unter Beilockung des Pfeifchens geschossen; nur kommen sie nicht so gerne, weil sie nicht geil sind, und sich kütt- oder Volksweise aufhalten; man kann sie in den Wäldern, wo viele Brombeere und Ebereschenbeere sind, welche sie gerne fressen, aufsuchen. Vierzehn Tage vor Michaelis fangen die Lerchen an zu streichen, wo sie dann mit den sogenannten Kleb- oder Tagnezen auf Stoppelfeldern bei dunkler Nacht am leichtesten gefangen werden können. Man fängt in die-

sem Monat die wilden Tauben und Turteltauben, Wachteln und Rebhühner.

Oktober.

Das Pürschen der Rothhirsche hört jetzt auf, hingegen feiste Schaufelhirsche, feistes Tannenwildpret, alte gelte Thiere, Rehböcke und alte gelte Riken können fort geschossen werden. Die Wildschweine, besonders die Keuler, fangen an Weißes zu setzen, und die Hetzzeit derselben geht an. Die Haasen werden gejagt und gehetzt. Es beginnt die Treibjagd auf Füchse. Zum Rebhühnerfang muß man nun das Treibzeug gebrauchen, weil die Steckgarne keine Dienste mehr thun. Die Haselhühner gehen in diesem Monat noch gern vierzehn Tage auf die Lock. Diesen ganzen Monat hindurch ist auch der beßte Schnepfenfang. Lerchenfang findet statt, denn diese werden jetzt mit jedem Tage fetter und zum Essen angenehmer.

November.

Die Wildschweinjagd wird fortgesetzt. Alt- und Schmalthiere und Kälber werden gepürscht. Die Rehböcke, welche in diesem und dem folgenden Monate ihr Gehörn abwerfen, werden geschossen. Die Treibjagd der Haasen und Füchse wird fortgesetzt. Der Dachs wird, wie im vorigen Monat, noch geschossen und in Schlag- und Tellereisen gefangen. Die Jagd des großen und kleinen Federwilds wird fortgesetzt. Die wilden Katzen, Marder, Iltisse werden nun auch mit Falleisen wie die Füchse gefangen, man sorge aber dafür, daß kein Mensch oder zahmes Thier Schaden dabei nehmen. Die Rebhühner werden mit dem Treibezeug, seltner mit dem Nachtgarn gefangen.

Dezember.

Die Frischlinge und Rehböcke werden geschossen, Schmalthiere und Kälber gepürschet. Die Treibjagd auf

Füchse und Haasen setzt man fort. Die Bälge der Thiere sind nun am besten. Der Vogelfang auf dem Heerde, das Schießen der Hühner und wilden Enten wird fortgesetzt. Die Rebhühner kann man jetzt am beßten mit dem Schneegarn fangen.

Dritte Abtheilung.

Die Fechtkunst.

Von den Bestandtheilen und Beschaffenheiten der Hau-Waffe (oder des Hau-Rappiers.)

Um die Waffe zum Hauen richtig führen zu lernen, bedient man sich bei den ersten Uebungen der Fechtkunst auf Hieb, eines Hau-Rappiers, welches eine stumpfe, mithin eine unschädliche Waffe ist.

Die Klinge wird in zwei gleiche Theile getheilt; der obere vom Gefäß bis zur Mitte wird die Stärke, der untere von der Mitte bis zur Spitze die Schwäche genannt. Die Stärke wird wieder in ganze und halbe Stärke getheilt, ebenso die Schwäche in halbe und ganze Schwäche.

Die Länge einer guten Klinge muß, ohne die Angel zu rechnen, vier starke Spannen lang seyn; die Breite da, wo sich die Angel anschließt, höchstens einen Zoll haben.

Die Hiebeklingen sind entweder hohlgeschliffen oder plattgeschliffen (nämlich wie Messerklingen). Eine gute Klinge muß ferner die gehörige Kraft besitzen, das heißt, sie muß stark seyn, und sich gleichmäßig biegen lassen, und schnell in ihre alte Lage zurückspringen. Steife Klingen, die sich bereits gar nicht biegen lassen, taugen zum Fechten eben so wenig, als wie die zu geschmeidigen, desgleichen

auch die sehr schwappen, oder weichen, die sich leicht aushauen, oder wohl gar in der Biegung stehen bleiben.

Stellung der Füße zur steilen und verhängten Auslage.

Jeder Lehrling, der die Fechtkunst gründlich erlernen will, muß sich den größtmöglichsten Fleiß geben, den vorgeschriebenen Stellungen und Bewegungen genau nachzukommen, sich aus eignem Antriebe bestreben, nach und nach seine Tempos und Bewegungen richtig und rein auszuarbeiten; zwar Anfangs nur langsam, weil dann ein jeder Tempo oder Griff mit der Klinge im Contrafechten desto sicherer und schneller ausgeführt werden kann.

Der Lehrling stellt sich nun dergestalt, daß der rechte Absatz vor den linken zu stehen kömmt, so zwar, daß beide Füße einen rechten Winkel miteinander bilden, beide Arme hängen längs am Leibe herab, die Faustballen sind etwas auswärts gedreht.

Von der Haltung der Waffe.

Wenn der Zögling in obiger Stellung ist, gibt ihm der Fechtmeister das Rappier in die Hand, wobei er ihm andeutet, daß er den Daumen stets aufgesetzt und den Faustballen gut andrücken müsse, und den Zeigfinger in die lederne Schlaufe (Schlagriemen) stecke.

Der Fechtmeister ruft hierauf: Eins! Auf dieses Wort muß der Schüler die beiden Knie auseinander drücken, seinen Oberleib etwas durch diese Kniebeugung herunterziehen, jedoch aber senkrecht auf den Hüften tragen, er bringe das Rappier links am Leibe herauf, die Klinge mit der linken Hand in die Höhe des linken Auges,

die Schneide steht ganz auswärts. Dann ruft der Fechtmeister: Zwei! Auf dieses Wort bringt der Zögling den rechten Fuß ohngefähr 1½ starken Schuh gerade vorwärts vor den linken Fuß mit einem hörbaren Tritt, so daß das rechte Knie senkrecht mit dessen Reihen, und das linke Knie senkrecht mit dessen Schuhspitze steht. Die linke Hand wird in diesem Augenblicke zwischen die Schulterblätter auf den Rücken gelegt, so daß der inwendige Theil der Hand auswärts liegt, er bringt sodann das Rappier in die Terzlage, (welches ihm der Fechtmeister vorzeigt) und zwar so, daß der Bügel, oder der sogenannte Terzbogen auswärts steht, und zwar rechts, und die Klinge gegen des Gegners rechten Oberarm mit gestrecktem Arme und etwas gesenktem Rappier-Korbe gerichtet ist. Hierauf ruft der Fechtmeister: Drei! Der Zögling streckt alsdann das hintere, bis dahin noch gebogene Knie, und läßt den rechten Fuß stehen.

Alsdann ruft der Fechtmeister Vier! Der Zögling muß auf dieses Wort den rechten Fuß zum Ausfalle noch 1 und ½ starken Schuh mit einem hörbaren Tritte vorbringen, und das Rappier zum Quarthiebe drehen, welches ihm vom Fechtmeister in diesem Augenblick gezeigt werden wird.

Die Stellung bis zum Ausfalle hat vier Bewegungen, diese müssen aber in zwei Bewegungen vollführt werden.

Der Zögling wird daher die schon benannten Kommandos Eins und Zwei in einer Bewegung ausüben, den linken Fuß aber in der Bewegung Eins fest stehen lassen, den rechten Fuß zugleich auf 1 und ½ Schuh mit einem hörbaren Tritt vor den linken setzen, das Rappier in die Terzlage bringen, die linke Hand auf den Rücken zwischen die Schultern legen, und die ganze Schwere des Körpers auf dem linken gebogenen Knie ruhen lassen. Diese zwei Bewegungen zusammen gemacht,

werden die Vertheidigungslage genannt. Aus der Vertheidigungslage folgt nun der Ausfall mit dem Hiebe auf den Gegner, welcher ebenfalls aus der Bewegung Drei und Vier besteht, und in einer Begung vollführt wird.

Der Zögling wird also das linke gebogene Knie gerad schnellen, während er den rechten Fuß noch 1 und ½ Schuh mit einem hörbaren Tritt vorbringt, und den ihm schon angewiesenen Quart-Hieb dem Gegner zuspickt.

Ein jeder Nachhieb muß im Zurückziehen in die Vertheidigungs-Lage, und zwar mit der Klinge auf der Hälfte der Mensur parirt werden, bis der Gegner endlich in eine falsche Parade greift, den Nachhieb verfehlt und verwundet ist.

Von der Mensur.

Mensur heißt: sich in die Vertheidigungslage begeben, daß beide Gegner sich mit ihren Waffen belangen können.

Sollte die Mensur zu weit seyn, daß man seinen Gegner beim vorgeschriebenen gewöhnlichen Ausfall nicht erlangen kann, so muß die Mensur erschlichen werden, oder man verdoppelt den Ausfall. Ueberhaupt ist genau darauf zu sehen, daß man immer richtige Mensur habe, damit der Gegner mir nicht allenfalls zu nahe kömmt, und am Ende mit seiner linken Hand nach meinem Rapier-Korbe greift, meinen Arm auf- oder abwärts drückt, und mir einen Hieb ins Gesicht anbringt.

Von den Blößen.

Eine Blöße nennt man die Stelle am Leibe des Fechters, welche durch die Lage seiner Klinge nicht geschützt ist, und also der Klinge des Gegners blosgegeben wird, weßhalb seine Klinge vorzüglich stets scharf zu beobachten ist.

Blöße heißt im Allgemeinen der nicht hinlänglich durch die Klinge gedeckte Raum des Körpers.

Bewegungen des Kopfes, rechts, links, rückwärts und vorwärts, so wie das Avanciren und Retiriren.

Es ist sehr nothwendig, daß die Halsmuskeln auch von allen Seiten los sind, damit man den Kopf nach allen Hieben bequem zu drehen wisse.

Das Vor- und Zurückziehen ist allerdings eine gute Sache, weil man den Gegner durch diese Bewegungen leicht aus der Fassung bringt, und durch schnelles Zurückziehen ihn zum Vorhau reizen kann.

Beim Avanciren wird zuerst immer der rechte Fuß vorgesetzt, und der linke Fuß so weit nachgezogen, als sich der rechte vorbegeben hat, die vorgeschriebene Distance muß aber immer zwischen beiden Füßen behauptet werden.

Beim Retiriren ist es gerade das Gegentheil; man tritt mit dem linken Fuß zuerst zurück, und zieht den rechten so weit nach, als der linke rückwärts getreten ist.

Würde der Gegner mehrere Schritte weichen, und nicht gehörig auf jeden Hieb ripostiren, so ist der Gegner aus der Fassung, welchen man dann im Avanciren mit schnellen Hieben zu verfolgen nicht versäumen muß.

Die Parade-Riposte.

Quart zu Quart.
Unterterz zu Unterterz.
Oberterz zu Oberterz.
Quart zu Prim.
Quart zu Sekund.

Bei dieser Parade wird ein und der nemliche Hieb gehauen und ripostirt, damit des Schülers Arm und Faustgelenk nach und nach biegsam wird.

Der Fechtmeister läßt also den Schüler die Quart zuerst pariren, welches im Stillstehen geschehen muß; wenn er diese regelmäßig pariren kann, dann erst nachhauen.

Der einfache Quarthieb soll stets verhängt parirt werden, so zwar, daß die Klingenspitze gesenkt, das Faustgelenk so weit erhoben, daß der Rappier-Korb vor der Stirne in gleicher Höhe steht, die Schneide der Klinge ist aufwärts, der gestreckte Arm ist mit dem rechten Schenkel gerichtet, der rechte Backen liegt dicht an der Schulter, die Augen sehen unter der Klinge durch, sonst könnte noch leicht des Gegners Klingenspitze den linken Backen pfezen.

Wenn der Zögling den Quart-Hieb recht parirt hat, so schlägt er den Quart-Hieb nach, und zwar, daß er in dem nemlichen Augenblick, wie seine Quart parirt ist, nur das Faustgelenk rechts seitwärts dreht, den Arm aber gestreckt liegen läßt, und den Hieb immer während nach des Gegners linken Backen spickt, so zwar, daß der untere Theil des Armes aufwärts und der Daumen rechts seitwärts steht, und die Quart mehr gerad, als schräg fällt.

Kann der Zögling die Quart regelmäßig nachschlagen, so wird ihm der Fechtmeister eine Unterterz ripostiren. Der Zögling hat dieselbe im nemlichen Augenblick, als er sich wieder in die Vertheidigungslage zurück begiebt, folgendermassen zu pariren.

Die Faust wird so hoch erhoben, daß dieselbe beinahe mit der rechten Schulter gerichtet ist, die Klinge verhängt rechts durchgezogen, und so die Unterterz seitwärts parirt. In dieser Parade liegt der obere Theil der Faust links, und die Fingernägel rechts auswärts; auch liegt der Ellenbogen mehr oben als unten. Der Fechtmeister haut immer Quart an, der Zögling ripostirt sie, und parirt Un-

terterz so lang, bis er überzeugt ist, daß dem Zögling weder Quart noch Unterterze sitzen können; erst alsdann wird er ihn anweisen, wie er eine Oberterze von seiner jetzt parirten Unterterz nachhauen müsse.

Um eine Oberterz nachzuhauen, fällt der Zögling aus, schnellt seine verhängte Klinge von der parirten Unterterze aus dem Faustgelenke mit gestrecktem Arm links herauf gegen des Gegners rechten Backen, daß die Fingernägel seitwärts links, der Daumen oben, und die Knöchel der Faust rechts liegen; man muß der Klinge dabei aber einen rechten Schwung lassen, und das Faustgelenk, sowie auch den gestreckten Arm, gut in die Höhe schnellen, daß die Spitze der Klinge recht gegen des Gegners Backen spickt.

Wenn der Zögling diese Oberterze gut hauen kann, zeigt ihm alsdann der Fechtmeister ferner, wie er von seiner jetzt gehauenen Oberterze im Zurückgehen in die Vertheidigungslage eine Oberterze zu pariren habe. Der Zögling hat seinen gestreckten Arm etwas gegen die linke Seite zu ziehen, aber zugleich das Faustgelenk rechts auswärts zu drehen, daß der Daumen links, und die Fingernägel unten sind, die Knöcheln der Faust sind rechts auswärts, die Faust macht mit der Klinge einen Druck mehr abwärts, als auswärts, daß des Gegners Klinge neben dem Arm rechts abglitsche, und dadurch wohl gegen den Boden fällt. Mit dieser Parade kann man im Zurückgehen in die Vertheidigungslage auch Seitenterz und Unterterz ganz sicher pariren; nur muß man dabei den Arm nicht sinken lassen, sondern blos den Druck durch das Faustgelenk mit der Klinge machen. Auf diese Art ist die Oberterz, Seitenterz und Unterterz durch die steile Parade parirt, welches man mit der blos verhängten Parade durchaus nicht zu thun im Stande ist.

Parirt der Zögling den Oberterzhieb richtig, so zeigt ihm der Fechtmeister, wie er die Unterterz zu schlagen habe; denn es würde den Zögling zu hart angreifen, wenn

man ihn (wie es die Paraderiposte eigentlich vorschreibt) Unterterz zu Unterterz schlagen ließe, weil er schon einigen Begriff von der Fechtkunst haben soll, ehe man ihm diesen Hieb anweißt.

Dieser Hieb ist sehr mühsam zu erlernen, und muß daher mit Bestimmtheit geschlagen werden. Da bei diesem Hiebe mehr zu befürchten ist, so muß er auch flüchtiger geschlagen werden. Man schlägt gewöhnlich die Unterterz, sowie die Sekunde von der Quartparade als Ripost-Hieb nach, parirt die Quart, — wie schon gesagt — stets verhängt, und in dem Augenblick, als des Gegners Quart-Hieb auf meine Klinge ankömmt, falle ich aus, indem ich dem Gegner meine im Quart habende gesenkte Klinge, unten in den Haarwuchs seines rechten Armes, mit hoher Faust und ganz gestrecktem Arme spicke; den Kopf wohl zurückgelegt, gut in die Höhe gesehen, um etwa den hohen vorgeschlagen werden könnenden Hieb dennoch zu pariren, weswegen eine gut geschlagene Unterterz wohl mit hoher Faust und gut gestrecktem Arme gehauen werden soll.

Ebenso schlägt ein guter Fechter seinem Gegner die Sekunde von der Quart ebenfalls ins Gesicht.

In diesen zwei Hieben ist die größte Schnelligkeit und Fertigkeit erforderlich.

Nun folgt endlich die Prim, oder der sogenannte Kopfhieb, welcher ebenfalls am schicklichsten von der Quart- oder von der Unterterzparade gehauen werden kann; die Quart wird verhängt parirt, und zwar folgendermassen. Wenn dieselbe auf meine Klinge ankömmt, drehe ich die Schneide meiner Klinge gegen meinen Leib, und spicke mit hoher Faust und gestrecktem Arm, dem Gegner den Hieb auf die Mitte seines Kopfes über die Nase herunter, weswegen eine gut gehauene Prim immer dieselbe Richtung haben soll. Die Parade zu diesem Hieb ist die nemliche, wie bei der Quart, nur mit dem Unterschied,

daß dieser Hieb höher als die Quart parirt werden soll, sonst könnte er leicht sitzen.

Es giebt noch eine andere Parade, mit welcher sehr leicht Quart und Sekunde parirt werden kann; man nennt solche die steile, oder sogenannte Manchette-Parade.

Zum Beispiel: ich liege in Terz, wenn der Gegner die Quart gegen meine linke Seite spickt, und ich, falls ich ihm mit der verhängten Klinge nicht zuvorkommen, er meine Klinge schon degagirt hat, und folglich zur verhängten Quartparade zu spät gekommen bin, so drehe ich nur meine Faust in Quart mit steiler oder hoher Klinge, daß der Terzbogen links seitwärts steht; der Arm sinkt mit dem Rappier-Korbe bis auf die Mitte des Bauches gestreckt vorwärts, die Klinge liegt links schreg vor, und die Spitze etwas aufwärts.

Bei der Sekund-Parade muß Faust und Klinge tiefer liegen, folglich muß sich auch der Oberleib mehr vor- und abwärts biegen. Die Sekunde kann auch verhängt parirt werden, nur muß man sie zeitlich mit der Klinge erwischen, und das Faustgelenk mit gestrecktem Arme mehr, als bei der Quart tief halten, und so den Hieb wohl links vorwärts pariren.

Von den Finten.

Finten nennt man das bloße Anzeigen eines Hiebes, wodurch der Gegner zu einer Parade verleitet werden soll, bei welcher er auf der andern Seite eine um so größere Blöße öffnet, in die alsdann der wirkliche Aushieb geschieht.

Die Finte muß deutlich gezeigt, und scharf gegen den Gegner gemacht, etwas gehalten, der wahre Aushieb aber mit größter Schnelligkeit ausgeführt werden.

Den Arm darf man beim Fintiren nicht aus der Lage bringen, und überhaupt dabei keine Blösse geben.

Endlich muß man bei jeder Finte, die der Gegner anzeigt stets kurz mit der Parade nachgehen.

Einfache Finten.

Quart.	Oberterz.
Oberterz.	Quart.
Unterterz.	Oberterz.
Oberterz.	Unterterz.
Quart.	Unterterz.
Unterterz.	Quart.
Quart.	Prim.
Prim.	Quart.
Unterterz.	Prim.
Prim.	Unterterz.
Unterterz.	Sekunde.
Quart.	Seitenterz.
Horizontalquart.	Tiefequart.

Jeder erste dieser angezeigten Hiebe ist als eine Finte zu betrachten, und muß daher gedeckt, mit der nämlichen Bewegung, wie jeder Aushieb gegen den Gegner gemacht werden, jedoch ohne die mindeste Berührung der Klinge des Gegners. Berührt man dieselbe, so wird der Gegner glauben, er habe parirt, und wird sogleich nachschlagen, dann ist meine Finte zernichtet. Wer es wagt, statt des Gegners Aushieb zu pariren, dennoch zu schlagen, der hat ohne weiters ins Tempo (oder zugleich) gehauen, dadurch entstehen die schändlichen a Tempos-Hiebe, welche bei guten Fechtern nur selten statt haben.

Man muß also die Finten ebenso gut pariren, als wie die Aushiebe; nur dann, wenn man die Finte rein ohne Berührung des Gegners Klinge gemacht, und der Gegner der Finte nachgegangen ist, geht man schnell durch, und ripostirt dann seinen Aushieb nach dem Gegner.

Es giebt noch eine andre Art von Finten, nämlich die Streichfinten.

Diese sind am schicklichsten in der steilen Auslage in Anwendung zu bringen, indem man rasch an des Gegners Klinge bis an dessen ganze Schwäche heraufstreicht, dabei aber ihm seine Klinge nicht vorläßt. Auf dieses Tempo wird der Gegner sich jedesmal, wenn der Tempo im Quart gemacht, in die Terz greifen, oder umgekehrt, wenn man den Tempo im Terz macht, sich zur Quartparade verleiten lassen, dann spickt man auf gerader Linie seine Riposte dem Gegner zu.

Also Streichfinte in Terz gemacht, und auf gerader Linie als Aushieb Terz nachgehauen, oder umgekehrt, Streichfinte in Quart gemacht, und auf gerader Linie als Aushieb Quart gehauen.

Doppel=Hiebe.

Quart = Oberterz.
Oberterz = Quart.
Unterterz = Quart.
Quart = Prim.
Prim = Quart.
Unterterz = Prim.
Prim = Unterterz.
Unterterz = Sekunde.
Sekunde = Unterterz.

Doppelhiebe sind die nämlich, wie oben gezeigt worden, nur mit dem Bemerken, daß beide, und vorzüglich der erste im Ausfalle, der andre aber im Zurückziehen in die Vertheidigungslage fest ausgehauen werden. Der Zögling wird sich daher bestreben, dieselbe so schnell als möglich auseinander zu schlagen. Ist der Fechtmeister von seiner Fertigkeit hinlänglich überzeugt, daß er solche gut, schnell nacheinander schlägt und parirt, so wird er ihn

einen Hut mit einem breiten Stulp' aufsetzen lassen, und ihm zugleich bedeuten, daß man einem guten Fechter ohne a Tempo zu schlagen, keinen solchen Doppelhieb anbringen kann. Der Doppelhieb ist nur anwendbar, wenn der Gegner langsam ist, und nicht gehörig repostirt, alsdann schlägt man abermals im Zurückgehen in die Vertheidigungslage einen zweiten Hieb. Ferner ist der Doppelhieb gut in Anwendung zu bringen, wenn man einen Gegner vor sich hat, der schwach im Arm ist, und ihm mit versetztem ersten Hiebe seine Klinge zuviel herabsinkt, wodurch er dann schon keine Kraft mehr zum Ripostiren haben wird; beobachtet man dies, so ist der Doppelhieb anzuwenden, dabei muß man besonders nur die hohen Hiebe als Quart-Terz, und Terz-Quart suchen in Anwendung zu bringen, weil man die hohen Hiebe gedeckter, als die tiefen schlagen kann, indem man immer wieder in die Parade zurückkömmt.

Doppel-Finten.

Quart-Oberterz — Quart.
Oberterz-Quart — Oberterz.
Quart-Oberterz — Unterterz.
Unterterz-Oberterz — Unterterz.
Unterterz-Quart — Prim.
Quart-Unterterz — Prim.
Quart-Unterterz — Sekunde.
Prim-Unterterz — Quart.
Quart-Unterterz — Oberterz.
Unterterz-Prim — Unterterz.
Quart-Prim — Unterterz.
Oberterz-Unterterz — Quart.
Oberterz-Quart — Unterterz.
Unterterz-Quart — Oberterz.

Doppelte Finten gebrauchen, heißt zweimal den Gegner vexiren, ihm die Klinge nicht berühren, und dann erst aushauen. Es ist also wohl darauf zu sehen, daß man beim Fintiren nicht ausfalle, sondern nur den Oberleib vorgebe, die Füsse aber noch stehen lasse, und wenn der Gegner diesen Bewegungen mit seiner Klinge gehörig nachgeht, dann erst ausfalle und aushaue.

Stößt man sich während des Fintirens irgend an des Gegners Klinge, so muß man in diesem Augenblick von seinem Vorhaben abstehen und des Gegners Nachhieb abpassen, sodann erst ripostiren, sonst würde man a Tempo schlagen.

Noch ist ferner zu wissen, daß, wie man die Oberterz regelmässig mit der Klinge auswärts rechts parirt, und der Gegner im Augenblick eine Finte macht, und Quart schlägt, man diese Quart mit der Manchetteparade pariren muß.

Wollte man solche verhängt pariren, so würde man seinem Gegner noch helfen, sich die Quart selbst einzuschlagen; denn der Gegner liegt mit seiner Klinge unter der meinigen, folglich, wenn Oberterzfint gemacht, und Quart geschlagen wird, muß dieselbe jedesmal Manchet parirt werden.

Von den Appellhieben.

Appellhiebe sind mehrere Hiebe bei welchen der Gegner nicht beim ersten schon nachschlägt, z. B. Ich haue Quart, mein Gegner haut nicht schnell nach, so fahre ich fort mehrere schnelle Quarthiebe auf seine Klinge zu thun, sehe hierbei, ob er mit seiner Klinge immer abwärts oder aufwärts sich bringen läßt; geht er abwärts, so ripostirt man tief, jedesmal in die größte seiner sich durch langsames Benehmen gegebenen Blösse, weshalb man immer

gut aushauen, und auf des Gegners Klinge immer etwas aushalten, seinen Nachhieb abwarten, und wenn dieser nicht schnell erfolgt, gleich solche Appellhiebe schlagen muß.

Die Appellhiebe kann man bei allen Hieben, oder überhaupt auf jenen, wo man selbst ripostirt hat, wenn der Gegner nicht nachschlägt, anwenden.

Von den halben und ganzen Zirkelhieben.

Zirkelhiebe müssen sehr gedeckt und gut aus dem Faustgelenk geschlagen werden, und sind nur bei solchen Gegnern in Anwendung zu bringen, die nicht gut aus dem Faustgelenk schlagen, sondern den Finten mit ganzem Arme nachgeben oder gar in dieselbe Hauen.

Solche Fechter fahren gewöhnlich der hohen Finte nach, kommen endlich tief mit dem Arm und Klinge herunter, wo dann der aus dem Fastgelenk gehauene Zirkelhieb beim Gegner sicher sitzt.

Wenn man den halben Zirkelhieb Quart um den Arm schlagen will, so muß man den Gegner in die Oberterzparade verleiten, ihm dort eine Finte machen, demselben kurz unter seinem Arm rechts durchgehen, das Faustgelenk mit gestrecktem Arme recht schnell in Quart drehen, und Quart hoch dem Gegner ins Gesicht spicken. Will man aber den ganzen Zirkelhieb Terz-Quart-Terz hauen, so ist zu beobachten, daß man die Quart noch fintiren müsse, mit dem Unterschied, daß die Quartfinte über der Klinge die Oberterzfinte — wie schon gesagt, unter dem Arme des Gegners durchgemacht werden müsse, und so ist der ganze Zirkelhieb gehauen.

Der halbe Zirkelhiebterz auf den Arm wird dergestalt gehauen: Man verführt den Gegner in Quart; wie er in die Quartparade greift, zeigt man ihm dort eine Finte, zieht die Klinge unter seinem Arm links durch,

dreht mit gestrecktem Arme das Faustgelenk in Terz, und spickt dem Gegner die Terz ins Gesicht.

Will man aber den ganzen Zirkelhieb Quart-terz-Quart hauen, so ist zu merken, daß die erste Quartfinte unten; die Oberterzfinte, aber wieder über der Klinge durchgemacht werde. Auf diese Art ist ebenfalls der ganze Zirkelhieb vollführt. Tiefe Zirkelhiebe sind sehr gefährlich in Anwendung zu bringen, weil man sich zu sehr oben entblößt, auch sitzen dieselben, wenn man sie anbringt, gewöhnlich flach.

Vom Voltiren.

Unter dieser Bewegung ist etwa nicht ein ungezähmtes Herumjagen zweier Fechter zu verstehen, sondern die Bewegung in einem Kreise, welche zwei Kämpfer, ohne dabei weder vor noch rückwärts zu gehen, vom Mittelpunkt ihrer ursprünglichen Schlaglinie aus beschrieben, und der also während dem Akte weder ausgedehnter, noch enger werden darf.

Die Bewegung der Füße haben dabei den Zweck, den Körper des Gegners aus der geraden Linie, nach einer von beiden Seiten zu versetzen, um dadurch dem drohenden Hiebe zu entgehen, oder dem Gegner um so leichter mit einem Hiebe von der Seite beizukommen.

Das Voltiren muß nur selten angewendet werden, findet es nun aber statt — vorausgesetzt, daß man in den verschiedenen Bewegungen der Füße geübt, und Festigkeit besitzt den Hieb mit der Parade aufzunehmen, so unterlasse man nicht, das Terrain, auf welchem man sich befindet, zuvor gehörig zu beobachten, denn ein sich vorfindendes Hinderniß auf unebenem Boden könnte leicht die feste Stellung und Lage des Körpers durch einen Fehltritt unterbrochen, und einen Nachhieb herbeiführen.

Man fällt aus mit dem Quarthiebe, jedoch etwas mehr rechts als vorwärts, und zieht in dem nämlichen Momente den linken Fuß wieder hinter den rechten, daß man wieder wie die Vertheidigungslage steht; will man aber eine Finte schlagen, so bringt man den Oberleib mit dem rechten Fusse etwas vorwärts, rechts oder links; greift der Gegner mit der Klinge und seiner Volte dagegen, so falle man entweder rechts oder links aus.

Beim links Ausfallen, versteht es sich von selbst, daß man das rechte Knie strecke, und mit dem linken Fuß vorwärts links ausfalle.

Der Fechtmeister wird dem Zögling die regelmäßigen Schritte beibringen, welche er hiebei besonders genau machen muß; denn wenn der Gegner einmal auf den Füßen aus der Fassung ist, so ist solchem recht leicht ein Hieb anzubringen.

Vom Vorhauen.

Einem guten Fechter kann man kaum eine Finte machen, und wenn solche nicht recht gedeckt gemacht wird, wird er gewiß vorhauen.

Der Fechtmeister verschafft dem Zögling Gelegenheit unter dem Gange, und zeigt ihm nun, wenn er vorhauen müsse, daß er endlich selbst einsieht, wann der Vorhieb anwendbar ist; weswegen man alle Finten gedeckt machen muß, damit man den allenfallsigen Vorhieb dennoch pariren kann.

Vom Verhauen.

Ein guter Fechter soll sich nie verhauen. Tritt aber dieser Fall ein, so muß er seinem Hieb den Lauf nicht lassen, sondern rasch ihn durch das Faustgelenk zu=

rücknehmen, mit dem linken Fuß einen kurzen Schritt schnell sich rückwärts ziehen, wodurch dann der Gegner sich ebenfalls verhauen wird; auf des Gegners Verhauen verdoppelt man den Ausfall durch einen Sprung vorwärts in die Mensur mit einem Hiebe auf den Gegner.

Vom Kontrafechten.

Zehn bis zwölf Hiebe in Kontinuo werden ein Gang genannt. Eigentlich soll aber nicht früher aufgehört werden zu schlagen, als bis einer dem andern einen Hieb angebracht hat.

Es ist ganz natürlich, daß der Zögling im Kontrafechten manche Parade verfehlen wird; der Fechtmeister wird ihm aber jedesmal nach beendigtem Gange das Nöthige hierüber andeuten, ihn über die gemachten Fehler belehren, hauptsächlich ihn aber darauf aufmerksam machen, daß er immerwährend die richtige Mensur beibehalte, seine Hiebe gedeckt haue, und seine Finten eben so gedeckt zeige, die des Gegners gut parire, jede Verlegenheit des Gegners schnell benutze, und denselben mit dem Hieb überrasche.

Schon im ersten Gange muß ein guter Fechter seinen Gegner kennen lernen, weßwegen man sich sehr gut und gedeckt im ersten Gange benehmen muß, um dem Gegner seine Blößen abzulocken, und ihm sodann in selbe eindringen können.

Anfangs versucht man nur einfache Hiebe, oder die Paraderiposte, und parirt des Gegners Finten gut; kommt man ihm nicht zu Leibe, so schlage man Quart-Oberterz; wird die Oberterz nicht sitzen, so mache man verkehrt Oberterz-Quart, und so schlage man immer mit Benutzung einer andern Finte einen andern Hieb nach. Sollte der Gegner rückwärts gehen, so muß man den Muth verdoppeln, und ihn schnell durchs Avanciren überraschen.

Durch geschicktes Voltiren ist der Gegner sehr leicht aus der Fassung zu bringen, und besonders, wenn man bald rechts, bald links ausfallen wird.

Sind einfache Finten nicht in Anwendung zu bringen, so versuche man zwei Finten, und einen Aushieb zu machen; aber man muß wohl darauf sehen, daß man nicht immer Quart Terz — Quart, sondern alle Hiebe, wie sie oben beschrieben sind, anwende, und sie gut gedeckt, abwechslungsweise nach einander schlage. Ein guter Fechter muß immer wissen, welche Hiebe oder Finten er schon angewendet habe, und damit der Gegner nie wissen kann, welche Hiebe ich führen will, so muß ich immer suchen neue Hiebe in Anwendung zu bringen, sonst erleichtert man ihm die Parade.

Der Fechter muß gut auf die Lage der Klinge des Gegners sehen, weil man dadurch seine unregelmäßigen Paraden und Griffe erkennt, wo man seine Riposte desto geschickter ausüben kann.

Immer ist Sorge zu tragen, daß man sich nicht an des Gegners Klinge renne, weil dabei meistens mehr Stiche, als Hiebe entstehen, und erstere gefährlicher sind.

Am allerschicklichsten thut man, wenn man zuerst einen Hieb parirt, und dann erst mit nur ganz kurzem Ausfalle ripostirt.

Um einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit im Fechten zu erreichen, muß man Folgendes beobachten:

1.) Scharfes Augenmerk um des Gegners Absichten schon in ihrer kaum begonnenen Entwicklung zu durchblicken.

2.) Richtige Beurtheilung um dem errathenen Unternehmen des Gegners jederzeit mit den zweckmäßigsten Vertheidigungs-Bewegungen zu begegnen.

3.) Ein feines Gefühl, mittelst welchem man schon den leisesten Druck der Waffenlage die Stellung zu er-

kennen vermag, in welcher man sich mit seiner Klinge und der des Gegners befindet.

4.) Geschwindigkeit, denn nur durch sie wird man im Stande seyn, alle Bewegungen schnell und lebhaft auszuführen, für welche das Genie oder die Beurtheilungskraft entscheidet.

5.) Präzision, oder Bestimmtheit. Sie besteht in der genauen Ausübung der Kunst, und so zu sagen, taktmäßigen Vollziehung passender und im Augenblick erforderlicher Bewegungen des Körpers und der Waffe; denn eine zögernde Unentschlossenheit würde selbst einem sonst geübten Fechter Nachtheil bringen.

Vom Desarmiren.

Es ist ganz natürlich, daß, wenn man dem Gegner zu nahe steht, er sich leicht mit der Klinge verwickle, folglich seine Tempos auch nicht regelmäßig ausüben kann, woraus dann die größte Unordnung entsteht, und das Zugreifen mit der linken Hand statt haben kann.

Es erwischt so Mancher dem Andern statt hinter dem Schlägerkorbe am Faustgelenke, nur die Klinge, an welcher sich ein guter Fechter nie halten lassen wird, sondern ihm dieselbe durch die Hand zieht, wobei die Finger dieser Hand strupirt werden könnten.

Es giebt übrigens drei Arten, in welchen das Zugreifen mit der linken Hand am schicklichsten geschehen könnte.

1.) Sehe man gut darauf, ob der Gegner in seiner regelmäßigen Vertheidigungslage in Terz liegt; ist er mit dem Korbe und der Klinge hoch, so trete man gedeckt an seiner Klinge, aber ohne dieselbe zu verlassen, einen kleinen Schritt vor, und drücke ihm mit dem eigenen Korbe seine Klinge in die

Höhe, indem man links ausfällt, fasse ihn im nemlichen Augenblick hinter seinem Korbe am Faustgelenk, und haue ihm unter seiner Klinge eine Quart ins Gesicht.

2.) Oder man passe ihm ab, bis er eine Oberterz haut, parire solche so gut, daß seine Klinge recht hinter dem Arme durch, beinahe zu Boden glitsche, falle mit dem linken Fuß vor, und drücke seinen jetzt schon gesenkten Arm mit der linken Hand noch mehr abwärts, und haue ihm über die Klinge Quart ins Gesicht.

3.) Kann man dem Gegner, wenn er einen schwachen Arm hat, durch Forcehiebe, wenn er nicht gleich nachhaut, bei den Quartappellen, — weil er gewöhnlich abwärts mit seiner Klinge kömmt, — im Linksausfallen, recht leicht am Faustgelenk mit der linken Hand packen, ihm sein Rappier oder Schläger recht abwärts drücken, und ihm hoch Quart über der Klinge ins Gesicht hauen.

Bei allen drei Fällen ist aber hauptsächlich darauf zu sehen, daß man des Gegners Klinge immer gut mit der seinigen abwärts, oder aufwärts drücke, dieselbe nicht eher verlasse, bis man sich mit der linken Hand des Gegners rechten Faustgelenks sicher bemächtigt haben wird, und nachher erst zu ripostiren habe. Ist die Riposte vollendet, so gebe man des Gegners Arm abermals noch einen herzhaften Druck, ziehe sich mit einem Schritt in die Vertheidigungslage zurück, jedoch muß der Schläger oder das Rappier immer dem Gegner zur Parade liegen, um den allenfallsigen Nachhieb dennoch pariren zu können.

Das eigentliche Desarmiren ist, wenn man dem Gegner durch eine Forceparade seine Waffe mit eigner Klinge aus der Hand zu drehen im Stande ist, so daß dieselbe auf den Boden fällt, und er sodann ganz unbewaffnet dasteht.

Dies geschieht bei den Stoßwaffen sehr oft, beim Rappier oder Schläger desto seltener, weil diese Waffen mit einem Schlagriemen für den Zeigfinger versehen sind.

Das Zugreifen mit der linken Hand, sowie auch obiges Desarmiren findet unter Akademikern nicht statt. Sollte dieser Fall vorkommen, so werden die Sekundanten schnell einfallen und Halt! rufen.

Vom Duell.

Die Apparate zu einem Duell sind:

1.) Die Paukhosen.

Diese müssen von Leder, und mit Pferdhaaren dicht ausgepolstert seyn; mit solchen müssen nicht nur die Duellanten, sondern auch die Sekundanten versehen seyn.

2.) Die Armbinden.

Um den vordern Arm bindet man bis über den Ellenbogen seidene Tücher, über welche man zur größern Sicherheit der etwa darauf fallenden Hiebe noch einen Fechtstulp von starkem Leder streift.

Beim Verband des Armes muß man hauptsächlich darauf sehen, daß diese Tücher nicht zu fest umbunden werden, damit nicht der Arm in seiner freien Bewegung gehemmt werde, und das Geblüt seinen gehörigen Umlauf beibehalte; sonst wäre der betreffende Duellant im Nachtheil, weil er dadurch seine Hiebe nicht schnell und gewandt anbringen könnte.

3.) Eine lederne Halsbinde.

Diese soll mit Pferdehaaren auswattirt seyn, und bis an die Ohren gehen.

4.) Paukkappen.

Diese müssen ebenfalls mit Pferdehaaren dicht gefüttert, und mit einem starken ledernen Schilde versehen seyn.

5.) Die Schläger oder Hieber.

Die Klingen sollen so verfertigt seyn, daß man sie bequem aus dem Korbe nehmen, weswegen diese an der Angelspitze mit einem Gewinde versehen seyn müssen, damit man sie am Schlägerkorbe mit einer Schraube befestigen kann. Hiezu ist ein Schraubenschlüssel erforderlich.

Es müssen immer mehrere Klingen in Reserve mitgenommen werden, damit, falls eine eingestoßene springt, man sich gleich wieder einer andern bedienen kann. Auch ist es nothwendig, daß man einen Abzugstein bei sich habe, um damit, nach jedem Gang, die etwa stumpf gewordene Klingen wieder scharf machen könne.

Die Schlägerkörbe sind hinter den Bügeln zur Sicherheit der Faust mit Eisenblech gefüttert und dazwischen Tuch gelegt.

Inwendig im Korbe ist das Eisenblech mit Leder überzogen, und zwischen dem Stichblatt und dem Griffe ist der schon beschriebene Schlagriemen für den Zeigefinger angebracht.

Ohne Beiseyn eines Wundarztes soll kein Duell vollzogen werden; er soll der erste auf dem Platze seyn, wo ein Duell abgehalten werden soll; dabei muß er sein Verbandapparat bei der Hand haben. Im Falle sich auf dem Platze, wo das Duell los gelegt wird, kein reines Wasser befinden sollte; so muß solches in einem Gefäße mitgenommen werden.

Zu jedem Duell wählt sich jeder Duellant einen Sekundanten, und einen Zeugen. Der dritte oder sogenannte unpartheiische Zeuge wird aber von beiden Duellanten gewählt.

Sollte es während dem Duell Zwistigkeiten zwischen den Sekundanten und Zeugen geben, so entscheidet der unparteiische Zeuge.

Die Duellanten haben auf der Mensur nichts zu sprechen!

Die Sekundanten sind, — wie schon gesagt mit ihren Sekundrappieren, Paukhosen, dichten Fechthandschuhen,

und zur größern Sicherheit gegen die hohen Hiebe mit einem Fechthute versehen.

Auf gute Sekundanten kommt es beim Duell hauptsächlich an, indem dieselben sehr viel verhüten können; um aber ihre Pflichten gehörig zu thun, müssen sich dieselben in den vorgeschriebenen Apparat begeben, damit sie, wenn bei einem Duellanten ein Hieb sitzt, gleich einfallen, und mit ihren Sekundierrappieren die Schlägerklingen binden können.

Die Sekundanten dürfen ihren Duellanten durchaus keine Hiebe abfassen, da jeder Duellant des Gegners Hiebe selbst pariren soll.

Die Sekundanten müssen sich über das Kreuz stellen.

Die Sekundanten können auch die Duellanten, wenn solche ihnen zu nahe stehen, oft sehr hindern, und durch diese Hindernisse ihre Riposte nicht geschickt ausüben; es ist daher am besten, wenn über das Kreuz sekundirt wird, und zwar so, daß der rechte Fuß des Sekundanten mit der Schuhspitze die Mensur betrete.

Sollte hiebei voltirt werden, so gehen die Sekundanten, versteht sich von selbst, mit herum, geben aber dabei ganz genau auf ihre Distance acht, damit sie den Duellanten nicht zu nahe kommen, und am Ende selbst Hiebe fassen.

Auf dem Paukplatze haben die Sekundanten eine Mensur zu machen, welches auf folgende Weise geschieht.

Die Sekundanten ergreifen ihre Sekundierrappiere, und stellen sich dergestalt gegen einander, daß ihre beiden Füße, Absatz an Absatz rechte Winkel bilden, den Oberleib vorgelegt, das Sekundierrappier beiderseits mit gestrecktem Arm gegen einander vorgelegt, so, daß sich beide Sekundanten mit der Spitze ihrer Klinge an ihre Körper berühren können, dann den linken Fuß 1½ Schuh rückwärts gesetzt, und auf selbiger Stelle, wo sich der zurück-

getretene linke Fuß befindet, ein Zeichen mit der Klinge in die Erde, auf einem Dielenboden mit Kreide machen.

Von diesen zwei bezeichneten Punkten sucht man den Mittelpunkt, und von diesem aus wird dann ein Zirkel über die besagten Punkte gemacht.

Auf diese Art hat man eine regelmäßige Mensur, welche ohngefähr 10 starke Schuh weit ist.

Hierauf wird der Paukapparat angezogen, nach diesem ruft ein Sekundant:

Auf die Mensur!

der andere Sekundant ruft:

Legt euch aus!

der erste ferner!

Bindet die Klinge!

worauf die Sekundanten ihre Sekundierrappiere, der eine oben, der andere unter die Schlägerklingen strecken, und somit beide Duellanten ihre Klingen binden.

Alsdann ruft der zweite Sekundant!

Los!

Auf das Wort Los! ziehen beide Sekundanten ihre Sekundierrappiere in die verhängte Vertheidigungslage, und das Duell nimmt hiermit seinen Anfang.

Sollte der eine oder der andre von den Duellanten über die Mensur oder Schlaglinie zurückweichen, so zeigt sich derselbe muthlos, und ist mithin von der Schlaglinie geschaßt, worauf die Sekundanten sehr genau zu achten haben. Der betreffende Sekundant wird dann gleich einfallen und Geschaft — Halt! rufen.

Vierte Abtheilung.

Das Ritterthum in seiner schönsten Blüthe.

1. Der Ritterstand.

Die höchste militärische und politische Ehre des Mittelalters, und die letzte Stufe, die zum Tempel der Ehre führte, war die Ritterwürde. Schon zu Rom gab es einen Ritterstand, der sich vorzugsweise durch goldene Ringe, besondern Sitz im Theater, und einen schmalen Purpursaum am weisen Oberkleide auszeichnete. Zur Aufnahme wurden nicht blos edle Abkunft, sondern Verdienste erfordert. Man sieht übrigens, daß in der Römerwelt die Ritter lange nicht die Glorie umstrahlte, wie die Ritter des Mittelalters.

Zu einer Zeit, in welcher körperliche Kraft und Stärke als das Höchste und Größte anerkannt wurden, mußte auch daraus ein mächtiges Uebergewicht für den Stand entspringen, der die Ausbildung derselben für seine vorzüglichste Beschäftigung hielt. Ihm konnte nur der geistliche Stand, als derjenige, welcher die geistige Ausbildung in sich darstellte, gegenüber treten; und so finden wir es denn auch durch die ganze Geschichte der damaligen Zeit. Mußte man z. B. Gesandte schicken, um Unterhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten, wegen Krieg und Frieden zu pflegen, so wählte man zu jeder Gesandt-

schaft und zwar immer in gleicher Anzahl, Geistliche und Ritter. Die Geistlichen waren damals beinahe allein diejenigen, die eine höhere Kenntniß der Wissenschaften besaßen; und was daher die Ritter durch ihre äußere Erscheinung und ihr gewichtiges Auftreten solchen Geschäften an Glanz verliehen, das mußten die Geistlichen, bei denen die äußere Würde auch nicht fehlte, durch Kenntnisse und Gewandtheit an Geschäften erhöhen, und so ergänzten sich beide Stände, im Verein zu ein und demselben Geschäfte, gegenseitig. Beide Stände wurden als die höchsten und vornehmsten betrachtet, ja man verglich beide miteinander, und fand in ihnen große Uebereinstimmung. Diese zeigte sich: in der Aehnlichkeit der Namen und Titel, in der Kleidung, in ihren Vorrechten und in ihren Pflichten oder Verbindlichkeiten. Dichter und Geschichtschreiber haben diese Aehnlichkeit durch Vergleiche hervorzuheben gesucht, um einer jeden dieser beiden Würden dadurch einen höhern Glanz zu geben. So nennen sie z. B. den, der die Ritterwürde ertheilt hatte, einen irdischen oder weltlichen Ritter, und den Priester, zu welchem sich der Neuzuweihende begeben hatte, um jene von ihm zu empfangen, einen geistlichen oder überirdischen Ritter. In Hinsicht der Kleidung sagten sie: eben so, wie jeder Schmuck des Priesters, womit er, wenn er Messe hält, bekleidet ist, eine auf seine Verrichtung sich beziehende Bedeutung hat, so sind auch für das Amt eines Ritters, das große Aehnlichkeit mit dem Amte eines Priesters hat, gewisse Waffen und Kleidungsstücke bestimmt, die auf den Vorzug seines Standes und seiner Würde ihren Bezug haben. Der Griff des Schwertes stellt das Kreuz vor, das stets an Jesum erinnern, und zugleich Symbol der Gerechtigkeit seyn sollte, wie die gerade Lanze das der ritterlichen Geradheit, ihr Eisen das der Kraft der Wahrheit, und das flatternde Fähnlein daran sollte beweisen, daß die Wahrheit sich allenthalben offen zeige.

Der Helm war Symbol edler Schamhaftigkeit und Demuth, die sich zu verbergen sucht. So wie der Helm das Haupt deckt, das Edelste des Menschen, und der Brustharnisch die Brust, als ein festes Schloß, so eisern und so fest soll auch das Herz und der Muth des Ritters seyn. Der Sporn soll den Ritter antreiben zur Thätigkeit und Ehre, und der Dolch miséricorde stets erinnern an die große Barmherzigkeit Gottes. Wie der Schild zwischen ihm und seinem Gegner, soll der Ritter seyn zwischen Fürst und Volk, und so wie der Handschuh, dessen Hände bewahrt, so soll er seine Hände bewahren vor Meineid, Raub, und ungerechtem Gute. Das Pferd sei ihm Symbol des Edelsinns, der Tapferkeit und seines erhabenen Ranges, wie der Zaum und Zügel in seiner Hand, daß er seine Lüste zügle. Der weiße Rittermantel sollte der Reinheit Zeichen seyn. Selbst die Wappenfarben hatten moralische Beziehungen.

---

2. Erziehung des Ritters.

Die ersten sechs Jahre verlebte das Kind unter der Aufsicht der Mutter, der Amme und der Pflegerinnen; denn so verlangt es die Natur, welcher alte Gesetze und Gewohnheitsrechte bestättigend beitraten.

Sobald der Knabe die Kindheit verlassen, d. h. sobald er das siebente Jahr erreicht hatte, erhielt er das Amt eines Edelknaben oder Junkers. Vorbereitung und Abhärtung zu Kampf und Krieg, als der Hauptbeschäftigung eines Ritters, wurde daher auch besonders gesucht und bezweckt; dies erlaubte keine zu zarte und milde Behandlung. Fehlte es an väterlicher Unterstützung, so waren fürstliche Höfe und Schlösser berühmter Ritter vorhanden, wo unentgeltlich die Jugend ihre Unterweisungen zum Ritterleben erhalten konnte; ja größtentheils wurde mit Edelmuth, für

den völligen Lebensunterhalt und alle Bedürfnisse der Knaben gesorgt.

Was nun ein Edelknabe zu verrichten hatte, waren die gewöhnlichen Geschäfte der Dienenden bei ihren Herren, sowohl bei dem Gebieter, als auch bei dessen Gemahlin. Sie begleiteten dieselben auf der Jagd, auf Reisen, bei Besuchen und Spaziergängen, wurden versendet in Angelegenheiten des Herrn und der Herrin, warteten sogar bei Tische auf und schenkten das Getränk ein.

Die erste Unterweisung die man ihnen gab, war vorzüglich auf Liebe gegen Gott und die Frauen gerichtet, also auf Gottesfurcht und zierliche Gefügigkeit im Umgange. Es war ein Herkommen geworden, ja beinahe Gesetz, daß ein jeder, welcher in der Kindheit den Pfad des Ritterthums betrat, frühzeitig eine der edelsten und tugendhaftesten Frauen des Hofes, an welchem er sich aufhielt, wählen mußte. Ihr vertraute er, gleichsam als seiner irdisch erscheinenden Gottheit, alle seine Gesinnungen, Gedanken, und Handlungen an.

Die Grundsätze der Liebe, welche das Ritterthum aufstellte, verbreiteten in dem Umgange mit den Frauen eine Achtung und Ehrerbietung, die sich schon von den frühesten Jugendjahren stufenweis entwickelte. Als Regel kann man wohl annehmen, daß der Unterricht, welchen die Jugend in Beziehung auf Anstand, Sitten und Tugend empfing, durch das Beispiel der Frauen und Ritter, denen sie dienten, unterstützt ward. An ihnen hatten sie Muster des Anstandes. Es bildete sich ein freundliches Wechselverhältniß des vertrauungsvollen Nehmens und Gebens, welches immer die schönsten Früchte zeitigt.

Die edelmüthige Sorgfalt der Großen, diese Menge junger, oft in Dürftigkeit geborner Leute zu erziehen, blieb für sie selbst nicht ohne Nutzen und Belohnung. Außer dem, daß sie den jungen Adel zu ihrer persönlichen Bedienung gebrauchten, fanden auch ihre Kinder an dem-

selben Erzieher und Muster, welche Liebe zu ihren Pflichten bei ihnen erweckten. Die Verbindungen, welche ein langer, vieljähriger Umgang unter ihnen einführte, und welche durch das doppelte Band der Wohlthaten und der Erkenntlichkeit geknüpft waren, wurden unauflöslich. Daher auch in der Ritterzeit so manche feste Verbindung der Ritter auf Leben und Tod.

Die Kinder waren stets willig, zu den Wohlthaten ihres Vaters neue hinzuzusetzen; und die andern immer geneigt, durch wichtigere Dienste sich dafür erkenntlich zu zeigen, und sie standen ihrem Wohlthäter und demjenigen, welcher an seiner Stelle war, in allen seinen Unternehmungen bei.

Der wichtigste Gegenstand bei dem Unterrichte eines solchen Zöglings war Ehrfurcht gegen den erhabenen Geist des Ritterwesens. Hierin ward er auch am besten unterrichtet. Er mußte an den Rittern diejenigen Vorzüge schätzen lernen, wodurch sich diese zu der hohen Ehrenstufe, auf welcher sie standen, erhoben hatten. Dadurch wurden die Dienste, welche der Zögling ihnen leistete, in den Augen desselben noch mehr veredelt. Einem Ritter Dienste leisten, war eben so viel, als dem ganzen Ritterstande dienen. Sogar die Spiele, welche man den Zöglingen in den Erhohlungsstunden erlaubte, waren so beschaffen, daß sie zu ihrem Unterrichte dienen mußten. So spielten auch sie mit Lanzen und Armbrüsten, vertheidigten einen Weg und einen Ort, oder suchten ihn einzunehmen. Hierbei erhielten sie auch die Unterweisung ihrer Lehrer. Sie empfingen einen Vorschmack an den verschiedenen Arten der Turngefechte und begannen sich zu den edeln Uebungen eines Waffenträgers und Ritters zu bilden. So vermehrte sich bei ihnen von Tage zu Tage die Nacheiferung, welche für jeden Stand und jedes Alter bei allen Tüchtigen und Guten so heilsam ist. Sehnsucht nach dem Dienst eines andern, mächtigen oder be-

rühmteren Herrn, oder Begierde, sich zu der Stelle eines Knappen ihres Herrn, welches oft der letzte Schritt zu der ritterlichen Würde war, feuerte sie zu Diensteifer und Fleiß in ihren Uebungen an.

Mit dem Verfall des Ritterthums versank aber auch diese zarte, und von andrer Seite doch wieder kräftige Erziehung, und der Knabe ward auf ganz andre Art zu einem rohen Kriegerleben gebildet, wie wir aus der Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen ersehen.

Eine gottesdienstliche Feierlichkeit war nöthig, um die Hilfe des Höchsten bei dem neuen Lebensschritte anzurufen, sobald der Edelknabe oder Page die höhere Stufe seines Lebens mit dem 14ten Jahre betrat und die Stelle eines Knappen erhielt. Diese Feierlichkeit hatte den Zweck, die Jünglinge von dem Gebrauche des Degens, der ihnen alsdann zum ersten Male überreicht ward, zu unterrichten, das heißt: ihnen nun die Würde und das Ansehen, welches sie durch das Tragen desselben erhielten, anschaulich zu machen; denn in den Uebungen mit dem Degen waren sie zum Theil schon im Knabenalter, wenigstens in einzelnen Fällen, unterrichtet worden. Die Aeltern des Jünglings, der jetzt den Edelknabendienst verließ, begleiteten ihn an den Altar und schritten mit brennenden Wachskerzen in der Hand feierlich zum Opfer. Der Priester nahm einen Degen nebst dem Degengehänge von dem Altare, sprach verschiedene Segen darüber und umgürtete den jungen Edelmann damit, der ihn nun von dieser Zeit an tragen durfte.

Diese ganze Art der Wehrhaftmachung des jungen Adelichen weißt auf uralte deutsche Gebräuche zurück. Tacitus erzählt uns in seinem Buche über Teutschland: „Oeffentliche sowohl als Angelegenheiten der Einzelnen unternehmen sie nicht anders als gewaffnet. Es ist aber nicht Sitte, die Waffen eher anzulegen als bis die ganze Ortschaft solches genehmigt hat. Alsdann schmückt entweder

der Vornehmste, oder der Vater, oder sonst ein Verwandter den Jüngling vor öffentlicher Versammlung mit Schild und Lanze. Dies ist ihr Toga, das erste Ehrenzeichen des Jünglings. Zuvor gehörte er dem Hause, nunmehr dem gemeinen Wesen."

Die Knappen wurden nach verschiedenen Benennungen eingetheilt, besonders an großen Höfen, wo ein ritterlicher König oder Fürst zu bedienen, je nachdem ihre Beschäftigungen waren.

Der Knappenstand näherte die Jünglinge noch mehr der Person ihres Gebieters und seiner Gemahlin; ein vertrauterer und freierer Zutritt war ihnen verstattet, wie sie denn besonders das An- und Auskleiden der Ritter besorgen mußten. Sie bewarben sich daher um die Gunst ihrer Herrin, suchten den vornehmen Gästen und andern Personen des Hofes zu gefallen, und bestrebten sich, den Rittern und Knappen, die ihren Herrn besuchten, alle erforderlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. In dem Umgange mit den Rittern hatten sie immer Vorbild und Anleitung zu aller ritterlicher Zierlichkeit.

Im Felde ritt der Knappe, wie sein Ritter, ein leicht schreitendes bequemes Pferd, doch mußte es ein Hengst, kräftig, von starken Knochen und zu Kriegsübungen abgerichtet seyn. Die großen Renn- und Streitrosse, welche die Ritter in den Gefechten gebrauchten, wurden bis zum Kampfe von dem Knappen an der rechten Hand geführt, weshalb sie den Namen Handpferde, welches also Streitrosse waren, erhielten.

Wenn die Ritterschaar, in einer Reihe vorreitend, zum Kampfe ging, so bildeten die Knappen die zweite hinter ihr reitende Reihe. Anfangs müssige Zuschauer des Kampfes, wodurch ihr Auge geöffnet wurde, ein Kampffeld zu überschauen und den Angriff abzuwägen, wurden sie in Thätigkeit gesetzt, sobald die Reihe ihrer Ritter mit der feindlichen, Lanzen stoßend und brechend,

zusammentrat. Wer durch die Lanze niedergeworfen ward, raffte sich wieder auf, um mit Streitaxt, Schwert und Streitkolben einen Fußkampf zu beginnen. Jeder Knappe mußte daher die Bewegungen seines Herrn beobachten, um ihm frische Waffen zu reichen, ihm wieder auf das Streitroß zu helfen, ein scheugewordenes Pferd, dessen Ritter niedergeworfen war, wieder zu fangen, seinem Ritter ein frisches, muthiges Pferd zuzuführen. Auch dienten sie dazu, gefährliche Stiche und Streiche, als Kampfgehilfen, doch nur als Vertheidigende, nicht als Angreifende, von ihrem Herrn abzulenken. Uebrigens wurden auch von den Rittern die Gefangenen den Knappen zur Verwahrung übergeben.

So ward durch die That eines Theils dem Knappen der lehrreichste Unterricht ertheilt, andern Theils aber bekam er auch Gelegenheit, seine eigenen Kräfte zu versuchen und zu erfahren, ob er Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Art selbst zu übernehmen fähig wäre.

Erst wieder mit einem siebenjährigen Abschnitte, im ein und zwanzigsten Lebensjahre, konnten junge Leute, nach so vielen Proben, zur Ritterwürde gelassen werden. Diese Regel ward indessen nicht immer genau beobachtet.

---

3. Die Ritterwürde. Ertheilung derselben.

Die Ritterwürde wurde als die höchste Ehrenstufe im Kriegerleben angesehen, und Kaiser und Könige hielten es ihrem Range durchaus entsprechend, Ritter zu seyn.

Die Ertheilung der Ritterwürde hat mit den Feierlichkeiten Zusammenhang und Aehnlichkeit welche bei Ertheilung eines Lehens Statt fanden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß beides eine Verbindung hat. Aus diesen Ursprungsgründen war auch das Recht, den Ritterschlag zu ertheilen, in den Händen mehrerer Per-

sonen, und nicht allein Kaiser, Könige und andere weltliche Fürsten verliehen diese Würde, sondern auch sogar Bischöfe. Eben so hatte aber auch ein einmal zum Ritter geschlagener Mann das Recht, diese seine Würde durch den Ritterschlag Andern zu ertheilen.

Die Gebräuche, welche bei Ertheilung der Ritterwürde Statt fanden, sind folgende: der Knappe mußte sich einem strengen Fasten unterwerfen; dann brachte er mit einem Priester und mit einem Beistande, welcher in das Verhältniß eines Taufpathen zu seinem Täuflinge gegen ihn trat, die Nacht vorher wachend und in Gebetsübungen zu; hierauf mußte er in einer Kapelle oder Kirche feierlich und andächtig Buße thun, und der Priester ertheilte ihm darauf, nachdem er ihm das Schwert um den Hals befestigt, das heilige Abendmahl. Bisweilen wurde auch zur Reinigung ein Bad am Tage vorher als nöthig erachtet, aber durchaus nothwendig war die weiße Kleidung der Knappen, welche die Ritterwürde erwarteten. Diese weißen Kleider müssen wir als eine allgemeine, freundliche Sitte der Zeit betrachten, die selbst auch durch äußere Kleidung eine geistige oder herzliche Richtung anzudeuten suchte. Darum zu Handlungen, in denen ein reines, lauteres Gemüth und Herz vorausgesetzt ward, die weiße Kleidung, und zu denen, wo ein betrübtes Herz eintrat, die schwarze Kleidung. In diesem Sinne legten vormals auch die Könige von England am Abend vor ihrer Krönung weiße Kleider an, als Zeichen ihrer Reinheit.

Dies waren die Vorbereitungen zu dem Ritterschlage, ehe die nähern Feierlichkeiten begannen. Nachdem nun dies alles erfüllt war, trat der Knappe in die Kirche, das Schwert, wie schon oben bemerkt, mit einer Binde um den Hals gehängt. Vor den Altar getreten, nahm er es ab, und überreichte er es dem Priester, der es feierlich einsegnete. Nach der Einsegnung legte ihm der Geistliche wieder das Schwert um den Hals. Nun begab sich

der Knappe in seiner einfachen Kleidung mit gefalteten Händen hinweg, zu dem hin, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, welcher sich entweder in der Kirche oder Kapelle selbst befand, oder auf einem Saale seines Schlosses, auch auf dem Hofe der Burg, ja sogar auf freiem Felde war, wenigstens sich befinden konnte, und kniete vor ihm nieder. Der, welcher dem neu zu Weihenden das Schwert überreichte, fragte ihn darauf, in welcher Absicht er in den Orden der Ritter treten wolle.

Hatte der die Ritterwürde Wünschende solche Antworten ertheilt, welche man erwartete, so willigte derjenige, der ihm die Ritterwürde verleihen sollte, in sein Begehren, und nahm ihm einen Eid ab. Nun wurde der neue Ritter von einem oder mehrern andern Rittern, zuweilen auch von Frauen, mit allen äußern Zeichen des Ritterstandes bekleidet. Man überreichte ihm die Waffenstücke gewöhnlich in folgender Ordnung: die goldnen Sporn, das Panzerhemd, den Harnisch, die Armbleche, und die Panzerhandschuhe; dann gürtete man ihm das Schwert um, welches er vorher an seinem Halse getragen hatte. War nun der Ritter so ausgerüstet, so senkte er sich demüthig auf die Knie. Darauf erhob sich derjenige, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, von dem Sitze oder dem Throne, und gab ihm den Ritterschlag. Dies waren gewöhnlich drei Schläge mit dem bloßen flachen Degen auf die Schulter oder den Hals desjenigen, den er zum Ritter machte; zuweilen war es auch ein Backenstreich mit der flachen Hand. Dies sollte ihn an sein Versprechen erinnern, an das wichtige Amt, welches er übernommen hatte, und an die große Ehre, die ihm durch die Ritterwürde ertheilt war. Aber auch auf die Beschwerden sollte er hingewiesen werden, auf die er sich vorbereiten, und die er standhaft tragen müßte, wolle er seinen Stand auf eine würdige Art behaupten. Bei Ertheilung dieser leisen Schläge sprach aber der Ertheilende folgende oder

ihnen ähnliche Worte: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter.“ — Nun fehlte ihm nichts mehr zu seiner Ausrüstung, als Helm, Schild und Lanze, welche ihm auch alsbald überreicht wurden. Man führte ihm dann ein Pferd herbei, auf welches er sich in ganzer Rüstung schwang. Er tummelte das Pferd umher, schwang seine Lanze, und machte allerhand Schwingungen mit seinem Schwerte.

Die Ertheilung der Ritterwürde war meist immer mit großen Feierlichkeiten verknüpft und wurde dadurch noch festlicher, daß gewöhnlich nicht einer, sondern mehrere, und oft eine sehr bedeutende Anzahl von Knappen die Ritterwürde zugleich erhielten. Gewöhnlich wurden aber auch noch diese Feierlichkeiten auf Tage verlegt, die ohnehin schon als hohe Festtage gefeiert wurden. Diese waren nun die hohen Feste der Kirche, besonders das Pfingstfest. So schrieb Kaiser Friedrich der Erste, in der Absicht, seinem Prinzen Heinrich mit großer Feierlichkeit die Ritterwürde zu ertheilen, einen eignen Reichstag auf das Pfingstfest im Jahr 1184 nach Mainz aus. Daselbst fanden sich eine große Anzahl deutscher Reichsstände und viele italienische, spanische und andre Große aus den meisten europäischen Ländern, ja sogar Gesandte aus Konstantinopel und Jerusalem ein; und am zweiten Pfingsttage, nach dem feierlichen Hochamte, erhielten beide kaiserliche Prinzen, der römische König Heinrich und dessen Bruder Friedrich, Herzog von Schwaben, in dem Angesicht einer unglaublichen Menge von Zuschauern die Ritterwürde, nachdem sie vorher ihre Ritterproben abgelegt hatten.

Dann diente zur Ertheilung der Ritterwürde der Tag der Verkündigung eines Friedens, oder eines Waffenstillstandes; die Königskrönung, so hat z. B. Kaiser Maximilian bei seiner Krönung, auf dem Throne sitzend, gegen 200 Ritter geschlagen, unter welchen die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen und viele andre Reichs-

stände sich befanden. Dann: die Geburt und die Taufe der Prinzen aus den regierenden Häusern; die Tage, an welchen diese Prinzen selbst die Ritterwürde oder die Belehnung über gewisse Lehngüter erhielten. Verlobungen, Vermählungen der Lehnsherrn und ihre Einzüge in die vornehmsten Städte ihres Gebiets wurden gleicherweise dazu verwendet. So mußte selbst die Wahl der Tage und die Umstände, unter denen die Ritterwürde ertheilt ward, dazu hinwirken, einen größern Glanz über diese, für das Leben des neuen Ritters so wichtige Handlung zu verbreiten.

Die Zubereitungen zu den Feierlichkeiten des Ritterschlages waren in Friedenszeiten gewöhnlich sehr prachtvoll und bedeutend, und gemeinhin folgte auf den Ritterschlag hin ein Turnier, in dem die neuen Ritter dann ihre Behendigkeit zeigten und bewiesen, daß sie dieser neuen Ehre wohl würdig waren. Man strebte um die Wette, sich durch Muth, Stärke und Geschicklichkeit auszuzeichnen; und da immer eine große Anzahl von Frauen dabei versammelt war, so waren die Turniere auch die Schule zierlicher Rittersitte und Höflichkeit.

Diejenigen Obliegenheiten, welche der Ritter bei Ertheilung seiner Würde übernahm, und die er beschwören mußte, waren folgende:

1.) Gott fromm zu fürchten, zu verehren und zu dienen, für den Glauben aus allen Kräften zu streiten, und lieber einen tausendfachen Tod zu erleiden, als je dem Christenthume zu entsagen.

2.) Ihrem gebietenden Fürsten treu zu gehorchen und für ihn und ihr Vaterland tapfer zu kämpfen.

3.) Für Erhaltung des guten Rechts der Schwachen in rechtmäßigen Klagen zu sorgen, besonders für Wittwen, Waisen und Jungfrauen, und sich dem, was die Nothwindigkeit erfordert, für sie zu unterziehen,

doch ohne daß es gegen ihre eigene Ehre oder gegen ihren König oder ihren angebornen Fürsten streite.

4.) Sie sollten Niemanden boshafterweise beleidigen, niemals sich das Gut eines Andern anmaßen, sondern vielmehr gegen die kämpfen, die es antasteten.

5.) Daß Geiz, Belohnung, Gewinnst und Vortheil sie nie bewögen, irgend eine Handlung zu unternehmen, sondern nur allein der Ruhm und die Tugend.

6.) Daß sie für das Wohl und den Nutzen der öffentlichen Sache stritten.

7.) Daß sie Befehlen ihrer Obern und Hauptleute, die ein Recht hätten, ihnen zu befehlen, gehorchten.

8.) Daß sie die Ehre, den Rang und Orden ihrer Genossen in gutem Andenken hielten, und daß sie nichts aus Stolz oder Gewalt gegen irgend einen derselben unternähmen.

9.) Daß niemals mehrere gegen einen kämpften, und daß Betrug, so wie Arglist immer von ihnen entfernt wären.

10.) Daß sie nur einen Degen trügen, es sei denn, daß sie gegen zwei oder mehrere streiten müßten.

11.) Daß sie sich in einem Turnier, oder in einem andern Kampfe zum Vergnügen, niemals der Schärfe ihres Schwertes bedienen sollten.

12.) Daß sie, als Gefangene in einem Turnier, bei Treue und Ehre die Bedingungen des Unternehmers von Punkt zu Punkt erfüllen müßten; oder sie müßten ihre Waffen und ihre Pferde dem Sieger übergeben, wenn er sie haben wollte, und dürften ohne seine Erlaubniß in keinem Kriege oder anderswo mitstreiten.

13.) Ihre Treue müßten sie unverletzlich aller Welt halten, und besonders ihren Genossen, auch deren Ehre und Vortheil in ihrer Abwesenheit erhalten.

14.) Einer müsse den andern ehren und lieben, und Hülfe und Beistand jedesmal leisten, wann sich die Gelegen-

heit zeigte; auch keiner solle gegen den andern streiten, es sei denn, daß es aus Irrthum geschehen wäre.

15.) Daß, wenn sie das Gelübde oder Versprechen geleistet hätten, irgend ein Unternehmen oder wichtiges Abentheuer zu bestehen, sie niemals die Waffen ablegten, ausgenommen bei nächtlicher Ruhe.

16.) Daß sie bei Verfolgung ihres Unternehmens oder Abentheuers niemals die bösen und gefährlichen Pässe vermeiden, auch sich nie von dem geraden Wege abwendeten, aus Furcht, starken Rittern zu begegnen, oder Ungeheuern, wilden Thieren, oder andern Hindernissen, welche die Kraft und den Muth eines einzigen Mannes überwinden können.

17.) Daß sie niemals einen Lohn oder eine Besoldung von einem ausländischen Fürsten annehmen sollten.

18.) Daß, wenn sie bewaffnete Haufen befehligten, welche zur Sicherheit des Landes gebraucht würden, sie immer auf die möglichste Ordnung und Befolgung ihrer Befehle sehen sollten, und besonders in ihrem eigenen Lande, wo sie nie leiden sollten, daß irgend ein Schade angerichtet oder eine Gewaltthätigkeit begangen würde.

19.) Daß, wenn sie verpflichtet wären, eine Frau oder Jungfrau zu führen, sie ihr dienen, sie beschützen und erretten sollten aus allen Gefahren und aus jeder Beleidigung, oder eher den Tod finden.

20.) Daß sie niemals Frauen oder Jungfrauen Gewalt anthun sollten, wenn sie sie auch durch ihre Waffen erobert hätten.

21.) Daß, wenn gleicher und ehrlicher Kampf an ihnen gesucht würde, sie ihn nie verweigerten, es sei denn daß Wunden, Krankheiten oder andere wichtige Verhinderungen sie davon abhielten.

22.) Daß, wenn sie es beschlossen hätten, ein Unternehmen zu enden, sie Jahr und Tag daran wenden

müßten, es sei denn, daß sie zum Dienste ihres Königs und ihres Vaterlandes zurückgerufen würden.

23.) Daß, wenn sie ein Gelübde gethan hätten, irgend eine Ehre zu erlangen, sie sich nicht eher zurückziehen dürften, als bis sie dieselbe, oder wenigstens eine verhältnißmäßige Entschädigung erlangt hätten.

24.) Daß sie feste Beobachter ihres Wortes und ihrer gegebenen Treue wären, und daß, wenn sie in ehrlichem Kampfe zu Gefangnen gemacht worden wären, sie unverzüglich das versprochene Lösegeld zahlen, oder sich wieder in Haft nach Tag und Zeit ihres geleisteten Versprechens stellen müßten, widrigenfalls sie für ehrlos und meineidig erklärt werden sollten.

25.) Daß sie, bei der Rückkehr zum Hofe ihres Gebieters, eine wahrhafte Erzählung ihrer Abentheuer liefern, ja sogar dann, wenn sie zu ihrem Nachtheil gereichten, bei Strafe der Verstoßung aus der ritterlichen Gesellschaft.

26.) Daß sie in jedem Falle treu, höflich und demüthig seyn sollten, auch niemals ihr Wort brechen, es möge dabei auch auf dem Spiele stehen, was da wolle.

---

4. Waffen der Ritter.

Die Waffen, die der Ritter gebrauchte, waren folgende:

Die Lanze. Sie mußte stark und aus schwer zu zerbrechendem Holze seyn. An einem Ende der Lanze war eine Spitze von gutem Stahle aufgesetzt, womit der Ritter, wenn er solche straff und starr hielt, und das Pferd stark war und im raschen Andrange blieb, zuweilen seinen Gegner im Ernstkampfe durch und durch stieß, und denselben meistentheils aus dem Sattel hob. Bei den Tur-

nieren gebrauchte man zweierlei Lanzen, spitze und stumpfe. Die spitzen Lanzen wurden zum sogenannten Scharfrennen gebraucht oder zum ernstlichen Kampfe; die stumpfen dagegen, welche von den Kronen, mit denen dieselben oben an der Spitze versehen waren, Krönige genannt waren, wurden blos im Scherzspiele gebraucht. Bei dem Scherzrennen gehörte eine eigne Geschicklichkeit dazu, seinen Gegner so zu treffen, daß die Lanze nicht abrutschte, sondern stark traf und im Stoße zersplitterte, wogegen es wieder eine Kunst des Angerennten war, diesem ungeheuren Stoße kraftvoll zu widerstehen, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. — Die Lanzen waren eine Hauptunterscheidung der Ritter; Knappen durften für sich selbst keine führen, sondern hielten nur die ihres Herrn; ihnen blieb blos die Bewaffnung mit Schwert und Schild.

Der Panzer oder Harnisch ist eine Rüstung, die aus großen Blechen besteht, die nur an Armen, Schultern, Lenden und Füßen beweglich sind, um den Bewegungen des Leibes nachzugeben, in denen auch der Ritter vom Kopf bis zur Fußzehe gehüllt war. Sie waren gewöhnlich von hell geglättetem und glänzendem Stahle, oft auch mit schönen eingeätzten und dann vergoldeten Gestalten geziert. Unter dem Harnisch trug man gewöhnlich ein Wamms von Leder oder seidenem Zeuge, welches mit Baumwolle, Flachs u. dgl. stark ausgefüttert war, um den Streich des Gegners zu entkräften, der außerdem sehr empfindliche Quetschungen hätte verursachen können. Durch den Panzer ward der ganze Leib bedeckt, nur die innern Seiten der Lenden hatten keine solche Bedeckung, damit der Ritter nicht am festen Schlusse auf dem Rosse gehindert wurde, sondern die Lenden unmittelbar an den Sattel drücken konnte. Alle Stücke waren so eng mit einander verbunden, daß so leicht kein Stoß oder Hieb dazwischen kommen konnte, wenigstens im strengen Kampfe zwischen

Mann gegen Mann; nur tückischer Verrath, Ueberfall von Hinten, wobei man die Fugen aufsuchen konnte, um Schwert oder Lanze dazwischen zu stoßen, konnte eine solche Verwundung bewirken. An diese Rüstung ward nun die Kopfbedeckung, der Helm, so fest gefügt, daß auch zwischen ihm und der übrigen Rüstung keine Lücke blieb.

Ueber diese Leibrüstung zogen große Herrn und vornehme Ritter einen Wappenrock. Dies war ein Oberkleid ohne Aermel, der bis an die Knie reichte, geziert mit schwer gestickten Wappen, mit Pelzwerk, Perlen und Edelsteinen -- oft erforderte ein besonderer Zweck eine andere Einrichtung dieser Röcke, nämlich, daß sie sehr lang waren, ja dann auch oft sogar Aermel hatten, wenn nämlich die ganze Rüstung verhüllt, und versteckt werden sollte, besonders wenn ein geheimer Ueberfall beabsichtigt ward. Gewöhnlich dienten sie aber nur zum Schmuck.

Damit der Wappenrock nicht zu sehr vom Winde möchte ergriffen werden, flattern und sich so um den Ritter, ja wohl gar um sein Schwert und die Hiebe, die er führen wollte, wickelte, bediente man sich eines Gürtels oder einer Schärpe, um ihn über den Hüften festzuhalten. Diese Schärpe deutete auch oftmals durch ihre Farbe an, aus welchem Lande der Ritter war; so trugen z. B. die Engländer rothe, die Franzosen weiße Schärpen.

Zum Wappenrock kam noch der Rittermantel, der bei den geistlichen Rittern von weißer Farbe, bei den weltlichen Rittern und Großen aber von Scharlach war.

Das Schwert ward, als die vorzüglichste der Ritterwaffen, sehr hoch gehalten. Es war gewöhnlich drei Fuß lang, drei Zoll breit, und fünf Pfund schwer. Wir finden noch in alten Rüst- und Zeughäusern große Schwerter; diese sind in der Regel nicht zum Fechten und zu ritterlichen Uebungen gebraucht worden, sondern wurden nur fürstlichen Personen und Rittern als Zeichen der ritterlichen Gewalt bei Aufzügen oder bei Hinzügen zur

Gerichtssitzung vorgetragen. Indessen hatten die Ritter auch Kämpfe mit dem sogenannten langen Schwerte, zu denen solche übergroße Haudegen genommen wurden, die sie mit beiden Händen faßten, und dann auf einander einhämmerten; diese wurden ihnen indessen immer besonders gebracht, und sie haben nie solche lange Degen getragen. Bei großen Feierlichkeiten bedienten sich auch wohl die Ritter nicht ihres gewöhnlichen Schwertes, sondern hatten einen besondern Ehrendegen, der meist immer prachtvoller und schön ausgelegt war, und den sie sich in Turnieren als Dank erkämpft hatten.

Das Querstück an dem Griff des Schwertes gab ihm die Gestalt eines Kreuzes, womit man einen gottesfürchtigen Glauben verband. Es diente daher dem Ritter, wenn er in lebensgefährlichen Kampf zog, als ein Kreuz zur Anbethung; und wenn ein Eid abgefordert und geleistet werden sollte, so half auch dazu die Darreichung dieses an seinem Griff gekreuzten Schwertes.

Ein Vorrecht der Ritter war: ein Siegel führen zu dürfen, und die Ritter rechneten diese Siegelfähigkeit zu ihren bedeutendsten Vorrechten. Um nun das Siegel immer bei der Hand zu haben, so ließen sie es oftmals in den Knopf ihres Schwertes einschneiden, wovon wir im Mittelalter manche Beispiele vorfinden, ja schon in den Zeiten, die vor dem eigentlichen Ritterzeitalter liegen. Drückte nun ein Ritter den Knopf seines Schwertes in das weiche Wachs unter einer Urkunde, so bekräftigte er sie gleichsam auf eine dreifache Weise: einmal, durch das Siegel selbst, dann durch das dabei emporgehaltene blanke Schwert, und zuletzt durch das Kreuz, welches der Griff des Schwertes bildete.

Der Helm war eine Kopfbedeckung, und stand in den Ritterzeiten wie Lanze und Harnisch, in einem solchen Ansehen, daß es für Ritter selbst gebraucht ward, indem man unter hundert Helme, tausend Helme, immer

hundert oder tausend Ritter verstand. Selbst in dem Metall, aus dem die Helme gebildet wurden, finden sich Abstufungen nach Stand und Würden der Ritter. Die Könige trugen vergoldete, der Adel silberne und stählerne Helme mit kühn winkendem Federbusche. Auch die Anzahl der Reife am Helm richteten sich nach dem Rang; elf Reife führten Kaiser und Könige, sieben die Grafen, fünf die Freiherrn und drei der niedere Adel. Der Knappe hatte nur eine Pickelhaube ohne Federbusch. — Der Helm ward unter dem Kinne mit einem Riemen befestigt, und überdies fand er auch noch im Nacken, durch ein dort an der Rüstung befindliches Eisenstäbchen, welches in ein Loch des Helmes einstieß und einschloß, eine Befestigung. Die Helme waren, da ihr Kopf groß und weit war, innerhalb mit Seide oder Leder überzogen und stark mit Wolle ausgefüttert, wodurch sie enge an den Kopf anschlossen und zugleich durch diese Vorrichtung betäubende und verderbliche Hiebe abhielten, oder ihre Kraft minderten.

Die offenen Helme, oder Turnierhelme hatten ein Gitter, Visier genannt, vor dem Gesicht, das sich auf- und abschieben ließ; die geschlossenen Helme oder Stechhelme waren durch ein ganz zugemachtes Visier geschlossen und hatten nur ein paar kleine Oeffnungen für die Augen, zum Durchblicken und Athmen. Die erstere Art war in dem Haupt-Turnier Sitte, in dem nur mit den Kolben oder dem Schwert, nicht mit den Lanzen gefochten ward, und wobei daher keine Gefahr für das Gesicht war. Die geschlossenen Helme aber wurden im ernstlichen Gefechte, im Kriege, und in den Turnieren beim Stechen im hohen Zeuge d. h. wo mit Lanzen gekämpft wurde, getragen, weil dabei das Gesicht der Gefahr der Verletzung ausgesetzt war.

Es ward eine nicht geringe Geschicklichkeit erfordert, den Helm auf die gehörige Art aufzusetzen und festzuschnüren; dies gehörte zu den Obliegenheiten und Diensten der

Knappen. Die Augen mußten die Oeffnungen des Visiers genau treffen, und der Helm durfte weder zu fest, noch zu lose angemacht seyn, damit er sich theils etwas nach den Wendungen des Kopfes bewegen konnte, theils aber auch nicht wieder zu sehr schwankte und sich etwa verrückte. Irgend ein Versehen konnte bei einem Turnier, noch mehr bei einem ernsthaften Kampfe, Nachtheil herbeiführen, ja den Tod bewirken. Hatte bei einem Turnier ein Ritter das Visier seines Helmes aufgeschlagen oder gar den Helm abgenommen, so durfte ihn kein Ritter mehr angreifen, bei Strafe der Ehrlosigkeit.

Die schimmernden Helme der Ritter zierten oft noch Edelsteine und andre Kleinodien, was ihnen freilich ein schönes Ansehen geben mußte. Griechen und Römer hatten bekanntlich schon Helme, denn sie zieren nicht nur den Mann, sondern machen ihn auch scheinbar größer und fürchterlicher.

Die Rittersporn gehörten ebenfalls zu den wesentlichen Theilen der Ritterrüstung und durften nicht fehlen, indem sie den Ritter und seine Würde bezeichneten. Die Redensarten: „nach goldenen Sporn streben, die goldenen Sporn erhalten haben," waren damals mit den Sätzen: nach der Ritterwürde streben, die Ritterwürde erlangt haben, gleichdeutend. Wenn im Kampfe ein Ritter überwunden ward, so gab der Ueberwundene dem Sieger, nebst seinem rechten Handschuh, auch seinen rechten Sporn, als eine Versicherung, daß er die versprochenen Bedingungen treu erfüllen wolle. Zuletzt geht noch daraus, daß dem Ritter die Sporn mit in den Sarg gelegt wurden, hervor, wie hoch man dies Zeichen der Ritterwürde geachtet.

In den Turnieren, bei Zweikämpfen und auch in kriegerischen Gefechten hatte der Ritter, außer Schwert und Lanze, noch einige andere Waffen, und dazu gehörten, besonders die Kolben. Diese bestanden aus einem

ziemlich dicken Stück Holz, welches gegen das Ende zu einen dickern Knauf hatte. Der Handgriff oder das Ende, wo sie spitzer zuliefen, war gewöhnlich mit Gold, Silber oder anderm Metall beschlagen. Man gebrauchte diese Kolben besonders, um die Waffen des Gegners damit zu zerschlagen und ihn betäubt zu Boden zu strecken. — Andere Arten der Bewaffnung waren noch der Streithammer, die Streitaxt und die Doppelaxt. Diese drei Waffen, im Ganzen mit einander übereinkommend, indem es große, gewichtige Hämmer und Aexte waren, welche die Kämpfenden führten, stammen wieder aus der frühesten Zeit her und sind in den Ritterwaffen nur Beibehaltungen der ältesten Waffen. Die beiden ersten entsprechen den gewöhnlichen Hämmern und Aexten. Wichtiger und bedeutender ist die Doppelaxt. Sie ist die gefährlichste aller Ritterwaffen, und hieß so, weil sie doppelseitig zu gebrauchen, zweischneidig war. Diese Streitaxt hatte einen dünnen Griff, und war oben auf beiden Seiten so mit Eisen beschlagen, daß sie auf der einen Seite der gewöhnlichen Streitaxt glich, auf der andern aber eine sehr scharfe Schneide in der Gestalt eines halben Mondes hatte, der sich in zwei scharfen Spitzen endete. Wahrscheinlich ist dies Werkzeug dasselbe, welches in mehrern Schriften aus jenen Zeiten Mordhacke genannt wird.

Den Dolch trugen die Ritter an der rechten Seite des Wehrgehänges, und er wurde von den Franzosen la misericorde genannt. Hatte ein Ritter seinen Gegner aus dem Sattel gehoben, so sprang er schnell vom Pferde, ehe sich jener aus der Betäubung erholen und in der schweren Rüstung erheben konnte, zog den Dolch und suchte solchen in den Leib seines Gegners zu stechen, oder kniete ihm, wenn er durch den Harnisch nicht kommen konnte, auf die Brust, versuchte mit dem Dolche die Helmriemen zu zerschneiden, um ihm dann die Spitze in die

Gurgel zu stoßen. Die einzige Rettung des Gestürzten war nun, um Gnade zu bitten und misericorde zu rufen, und daher rührt der Name dieses Ritterdolches. Wir finden indessen doch diesen Dolch mehr in der ältern Zeit des Ritterwesens, als in der spätern.

Der Schild. Auch diese Waffe stammt aus uralter Zeit, und war die früheste und roheste Decke im Kriege. Die Schilde der Ritter bestanden gewöhnlich aus Holz, mit Leder und eisernen Reifen umzogen. Sie waren zum Theil ganz rund, zum Theil nur eirund. Einige waren oben geviereckt, und rundeten oder spitzten sich nach unten zu. Diese Schilde waren nur klein, und Personen von hohem Range und Pannerherrn scheinen sich derselben vor allen andern bedient zu haben. Wenigstens finden wir diesen Schild meistens auf Bildern und Siegeln an dem linken Arme vornehmer Ritter. Manche Schilde waren dagegen sehr lang und so, daß der ganze Leib durch sie bedeckt ward; diese gebrauchten nur diejenigen, welche zu Fuße stritten. Noch zur Zeit des Kaisers Maximilians, unter dem das Ritterwesen zum letztenmal aufflammte, waren sie üblich.

Auf dem Schild befand sich gewöhnlich das Wappen des Besitzers, theils gemalt, theils auch aus Pelzwerk und dünnem Holz geschnitten und darauf befestigt. Auch wurden zum Schmucke des Schildes nicht selten Edelsteine verwendet. Ueberhaupt mag in früherer Zeit großer Prunk mit Schilden und andern Waffen getrieben worden seyn, besonders durch Besetzung mit kostbaren Steinen; denn wir finden viele Nachrichten, in denen erzählt wird, daß nach den Turnieren das grüne Gras und der Boden mit edlem Gesteine, die aus der Rüstung gefällt worden, bedeckt waren.

Von der hohen Achtung dieser Schutzwaffe ist das ein Beweis, daß man in den großen Sälen der Burgen die Schilde verstorbener Helden an den Wänden aufhing.

Da es beschwerlich war, den Schild immer mit sich zu führen, so ließen die Ritter ihn von ihren Knappen tragen, wenn sie ihn gerade nicht nöthig hatten; daher kommt das Wort Schildknappe.

Früherhin gebrauchte man die Schilde beim Turnier sowohl im Kolben- und Schwertfechten, als auch beim Lanzenrennen. In den spätern Zeiten des Ritterthums scheint der Schild weit weniger gebraucht worden zu seyn, und verlor sich am Ende ganz.

Der Blechhandschuh bildete einen Theil der ganzen Rüstung; bedeckte die Hand fest, und war dennoch beweglich, um bei den Verrichtungen der Hand nicht hinderlich zu seyn. Es war daher nur der obere Theil von Eisen; der aber, welcher in die flache Hand und auf die untere Seite der Finger fiel, war von starkem Leder. Auch waren diese Handschuhe verschiedenartig gestaltet. Einmal und am häufigsten glichen sie unsern Fausthandschuhen und bestanden oberhalb der Hand und der Finger aus verschiebbaren und beweglichen Streifen. Anderntheils hatten sie auch Finger, wobei dann jeder Finger unten mit Leder bekleidet war, und die Oberhand sowohl als die einzelnen Finger bestanden aus beweglichen Streifen. Die Handschuhe selbst waren wieder über der Handwurzel an den Armschienen befestigt.

Der Handschuh der rechten Hand galt als ein Unterpfand eines Versprechens oder der Einwilligung, und abwesende große Vasallen sandten solchen wohl auch als Lehnshuldigung. Den Handschuh hinwerfen hieß zum Kampf herausfordern, und wer ihn aufnahm, verband sich zu erscheinen. Handschuh, Sporn und Schwert des Ueberwundenen waren gleichsam Geiseln, daß man die eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen werde.

Nachdem wir nun die Rüstung und die Waffen des Ritters kennen gelernt haben, so gehen wir zu den Kampfübungen der Ritter über.

5. Die Turniere. Ihr Einfluß auf den Geist des Ritterwesens.

Die Turniere waren eine der wichtigsten Einrichtungen des Ritterwesens, ja vielleicht kann man sie wohl für die vorzüglichste halten. Sie waren kriegerische Kampfübungen, die in den Zeiten des Ritterthums an den Höfen der Könige und der Fürsten, oder auch von dem Adel, bei Gelegenheit grosser Feierlichkeiten, dann auch besonders, wenn einzelne Ritter sich dazu vereinten, angestellt wurden. Sie gewährten durch Pracht der Waffen, durch Glanz der Kleidung, durch die Wunder der Tapferkeit, durch die Schönheit und Anmuth der oft dabei versammelten Frauen ein glänzendes Schauspiel und diente zugleich als ein Mittel zur Uebung in den Waffen. Für die Ritter war es die größte Ehre, in diesen Spielen den Sieg davon zu tragen. Sie entflammten den Ehrgeiz und nährten die Tapferkeit. Ein Turnier war das größte Fest, die höchste Feierlichkeit für den Ritter und Edlen. Hier hatte er Gelegenheit, vor den berühmtesten und tapfersten Männern, vor den schönsten und artigsten Frauen seines Vaterlandes sich durch Tapferkeit hervorzuthun und Ruhm zu erwerben. Hier konnte er sich, in prachtvoller Rüstung, in der ganzen Kraft und Geschicklichkeit seiner Kunst zeigen. Die Hoffnung, den Dank des Turniers zu erringen, der Gedanke, als Sieger während der Dauer des Festes der Erste unter einer glänzenden und angesehenen Versammlung zu seyn, die Blicke Aller und besonders aller Frauen auf sich zu ziehen, ja vielleicht auch von den Minnesängern besungen zu werden, dies alles gab ihm Muth zu seinen kühnen Thaten, indem er seine ganze Kraft mit strenger Uebung nach diesem Ziele richtete. Ein solches Turnier war der Sammelplatz alles Schönen und aller Pracht der damaligen Zeiten. Besonders benutzten auch die Frauen diese Gele-

genheit, sich durch körperliche uud geistige Vorzüge, durch Geschmack, durch Anstand, feines Betragen und gesellschaftliche Bildung auszuzeichnen. Ihnen zu Ehren stellte man gewöhnlich die Turniere an, und eine oder mehrere aus ihrem Kreise waren immer die Königinnen des Festes.

Es ist schon hieraus unverkennbar, daß die Turniere einen wichtigen Einfluß auf den Geist des Ritterwesens haben hervorbringen müssen, zumal, da die Turniergesetze von denen welche einem Turniere beiwohnen wollten, ausser dem Stande und der Tapferkeit, auch noch den Besitz und die Uebung aller Tugenden und Pflichten des Ritterthums forderten. Jeder Ritter und Edle, der Anspruch auf Turnierfähigkeit machen und der Schande, vom Turnier ausgeschlossen zu werden, nicht ausgesetzt seyn wollte, mußte also auch in seinem ganzen Leben und Wandel bemüht seyn, überall und zu jeder Zeit die Pflichten seines Standes durch Achtung gegen die Religion, durch Tapferkeit, durch hilfreichen Beistand gegen die Unterdrückten, durch Rechtschaffenheit und durch zarte Behandlung der Frauen zu üben. Natürlich war dies allgemeine Streben nach Vollkommenheit ostmals von den glücklichsten Folgen für die Glieder des Adels; denn seine rohen und wilden Sitten verfeinerten sich in dieser, durch die Turniere ihnen selbst unbemerkt veranlaßten Sittenschule, nach und nach immer mehr. Durch diese Gesetze wurden die Turniere zur Seele des Ritterwesens erhoben; sie waren die künstlichste und furchtbarste Einrichtung desselben; denn sie griffen von allen Seiten in das Leben, bildeten, belebten und belohnten den Ritter. Es wurden deßwegen durch diese Gesetze die Eigenschaften eines vollkommenen Mannes festgesetzt, und sie bestanden:

1.) In der Achtung gegen die Religion.

2.) In Treue gegen das Vaterland und den, in dessen Dienst man war.

3.) In Tapferkeit und Muth.

4.) In Wahrhaftigkeit gegen seine Mitbürger.
5.) In hilfreichem Beistand für Unterdrückte.
6.) In einem artigen Betragen gegen die Frauen.
7.) In einer unwandelbaren Ergebenheit, Anhänglichkeit und Liebe zu der Auserwählten.

So durften nun in den Turnieren nicht erscheinen:

1.) Ketzer und Gotteslästerer.
2.) Kirchenräuber und alle die, welche gegen Kirchen und die Priester übel gehandelt.
3.) Wer sich gegen Kaiser und Reich heimlich oder öffentlich vergangen.
4.) Wer sich gegen seinen Lehnherrn vergangen und in der Schlacht die Flucht ergriffen hatte.
5.) Untreue, Wortbrüchige, Meineidige.
6.) Mörder, Straßenräuber und Stöhrer der öffentlichen Ruhe.
7.) Diejenigen, welche einen gesetzwidrigen Gebrauch von dem Faustrecht gemacht und den Landfrieden brachen. — Damit aber die Fehden nicht abhielten, zu den Turnieren zu kommen, so war verordnet, daß die Fehde ruhte, sobald ein Turnier ausgeschrieben war, und so lange es dauerte.
8.) Die Urheber neuer Zölle und Abgaben.
9.) Wer Wittwen oder Waisen beraubt, beschwert, oder ihnen Schutz verweigert.
10.) Diejenigen, welche Tugend, Ehre und gute Namen der Frauen mit Worten oder Werken beleidigt hatten.

Diese Gesetze beweisen, wie sehr man bemüht war, die Turniere zu einer Schule der Sitten zu machen, nicht blos die Tapferkeit zu üben, und es geht auch daraus hervor, daß, als das Ritterthum in seinem ersten Glanze stand, als alle diese Gesetze noch treue und redliche Beobachter fanden, die Ritter und Edlen ein so freundliches Band umfing, als man nur wünschen konnte, und daß

alles dasjenige, was uns die Ritterbücher von dem zarten und sinnigen Leben jener Tage erzählen, wohl wahr und gegründet seyn mag, wenn auch, wie immer, in alles sich menschliche Schwäche mischte.

Turniergericht.

Um nun über dasjenige, was wir so eben als gesetzlich kennen gelernt, zu wachen, ward ein Turniergericht niedergesetzt, bestehend aus den Turniervögten oder Turnierkönigen, den ihnen beigeordneten Herolden und einigen Frauen.

Die Turnierkönige hatten folgende Rechte und Pflichten:

1.) Sie bestimmten Zeit und Ort des neuen Turniers, und ließen dazu durch Herolde einladen.

2.) Den Ort, wo das Turnier gehalten werden sollte, mußten sie dazu gehörig vorbereiten lassen.

3.) Mußten sie frei Geleit, Wohnung, Lebensmittel und andere Bequemlichkeiten für die besorgen, welche zum Turnier kommen wollten, und darüber gehörige Verträge mit den Einwohnern des Ortes, wo das Turnier zu halten, abschließen.

4.) Bei Anfang des Turniers mußten sie die Namen der Theilnehmer annehmen, und in die Turnier-Rolle eintragen, oder eintragen lassen.

5.) Bei der Wappenschau, so wie bei der Helmtheilung, d. h. bei der Theilung der Turnierenden in zwei Theile, waren sie zugegen und hatten die Oberaufsicht.

6.) Ihnen gebührte der Vorsitz im Turniergericht; sie waren Richter, leiteten die Untersuchung und sprachen das von den Beisitzern gefällte Urtheil aus.

7.) Bei den Turnieren hielten sie zwischen den Seilen, und achteten genau auf Ordnung und Beobachtung der Kampfgesetze.

8.) Nach den Turnieren mußten sie denen, welche da-

bei gewesen, auf ihr Verlangen Turnierscheine ausstellen.

9.) Endlich mußten sie den neuerwählten Turniervögten Rechenschaft von der Verwaltung ihres Amtes ablegen, die Turnierbücher, Rechnungen und andere Verhandlungen übergeben, jeder in Gegenwart von drei Turniergenossen, welche die darüber aufgenommene Verhandlung unterschrieben und versiegelten. — Bei zahlreichen Turnieren wurden ihnen zwei, vier und auch mehrere Ritter beigeordnet, welche den Namen Gesellschaftsvögte erhielten, die ihnen in ihren Verrichtungen halfen und besonders auch, zur Aufrechthaltung der Ordnung bei den Turnieren, mit ihnen zwischen den Seilen hielten.

Herolde.

Die Herolde mußten folgende Wissenschaften besitzen: völlige Kenntnisse des hohen und niedern Adels, aller Familien und deren Gerechtsame und Verhältnisse; und im Einzelnen gehörte dazu: die Wappenkunde, die Geschlechtskunde, die Erdkunde und das Heroldsrecht. Die Kenntnisse, welche solche Herolde besaßen, gingen doch selten ins Allgemeine, sondern waren nur immer auf das einzelne Land, in welchem die Herolde lebten, gerichtet, aber darin war ihre Bekanntschaft aber auch gründlichst und meist unfehlbar.

In Friedenszeiten wurden sie in Erbfolgefällen, in Lehnssachen und in andern Verhältnissen des hohen und niedern Adels um ihr Gutachten gefragt. Man gebrauchte sie als Gesandte; das ganze Wappenwesen stand unter ihnen, sie entschieden in Streitigkeiten über die Wappen. Ueber Ritterbürtigkeit und Turnierfähigkeit wurden ihre Entscheidungen eingeholt, und sie hatten Macht und Recht, einen Adelichen wegen schlechter Aufführung öffentlich zur Rede zu stellen, und ihn zur Besserung zu ermahnen.

Im Kriege waren sie unverletzlich. Sie kündigten den Krieg an und gingen zwischen den feindlichen Heeren, wenn es nöthig, hin und her.

Bei den Turnieren waren sie bei der Wappenschau und der Helmtheilung zugegen, und es kam besonders bei ihnen darauf an, die aufgetragenen Helme und Schilde zu beurtheilen, ob der Besitzer, seiner Geburt und den Verhältnissen seiner Vorfahren nach, im Turnier erscheinen durfte. Auch untersuchten sie vor Eröffnung des Turniers die Waffen und das Turnierzeug der Kämpfer, ob es den Gesetzen zufolge so eingerichtet war, daß Niemanden dadurch ein Schaden zugefügt werden konnte. Besonders mußten die Schwerter gleich bei der Helmschau mit aufgetragen werden, um gesehen und geprüft zu werden. Jedes ward darauf von den Herolden gezeichnet, und es war verboten, ein anderes zu gebrauchen.

Frauen und Jungfrauen bei den Turnieren.

Auch Frauen und Jungfrauen gehörten zu den Turnieren und hatten bestimmte Verrichtungen dabei. Einige waren zur Wappenschau und Helmtheilung bestimmt. Sie mußten aus alten und ritterbürtigen und turnierfähigen Familien seyn, und bei der Helmschau lag ihnen besonders ob, die Rechte und Vortheile ihres Geschlechts zu bewahren, wenn irgend ein Frauenzimmer gegen den Besitzer eines der aufgetragenen Helme Klagen anzubringen hatte. In diesen Fällen war ihre Stimme entscheidend. Andere Frauen waren bestimmt, die Dänke des Turniers, d. h. die Preise des Turniers, zu überreichen.

Turnierplatz.

Der Platz, auf welchem große Turniere gehalten wurden, mußte sorgfältig zubereitet werden, geglättet, geebnet, mit Schranken versehen. Ein solcher Platz wurde gewöhnlich in Deutschland ein Turnierhof genannt. Es

wurden oft freie Plätze in der Gegend, wo ein Kloster lag, gewählt, damit man in den Kreuzgängen einen bequemen Platz zur Aufstellung der Wappen, zur Wappenschau, hatte. Sonst wurden aber auch Plätze in den Städten genommen, und die dabei liegenden großen Häuser, Rathhäuser u. s. w. zur Wappenschau bestimmt. Meist war nun ein Herold zugegen, um den zwischen den Wappen umherwandelnden Frauen und Rittern die etwa unbekannten zu erklären, auch wohl, um etwaige Klagen gleich anzunehmen und sie vor die Turnierrichter zu bringen.

Um die Turnierschranken befanden sich ringsum, außer wo die Wege zum Einreiten und Ausreiten der Ritter gelassen waren, erhöhte Sitze, höher und niedriger, nach Stand und Würde der zuschauenden Personen, nach ihrem Verhältniß zum Turnier selbst, d. h., wie sie etwa auch darin mit einzugreifen hatten. Die rohen Holzgerüste waren sämmtlich mit Tuch bekleidet und verhüllt, und besonders wurden die Emporen, auf welchen Kaiser, Könige, Fürsten und hoher Adel saßen, so wie vor allen die der zuschauenden Frauen, mit den reichsten Teppichen, mit gestickten und geschmückten Tüchern von Sammt und Seide geziert. Diese Ehrenplätze erhielten auch die Ritter, welche durch ihr hohes Alter nicht mehr im Stande waren, an diesen Vergnügungen ihrer Jugend Theil zu nehmen. Wie nun schon diese Teppiche und Tücher glänzend geschmückt waren, so wetteiferte mit ihnen und überstralte sie noch in den Turnieren der Glanz der Kleidungen, welche die Zuschauer und besonders die Frauen trugen, und was von Schmuk und Zierde der Waffen und Kleidungen nur immer schön und köstlich war, das fand hier seine reichste Ausbreitung und Darlegung. Dazwischen ertönte nun auch der Schall der Trompeten und Paucken, welche die vornehmsten Zuschauer bei ihrem Eintritt auf ihren Plätzen begrüßten, die einreitenden Ritter bewillkommneten, dann aber auch wieder beim Turnier

selbst das Zeichen zum Anlauf, die Bestimmung und Erhebung des Sieges gaben.

Vorabend Vigilice.

An dem Tage vor dem eigentlichen Turnier, der, nach der Bezeichnungsart, wie der Tag vor heiligen Festen, Vorabend (vigilice) genannt ward: der Turnierabend, wurden Vorspiele gehalten, und diese gaben die Knappen in Nachahmung der größern Turniere der Ritter, auch um ihre schon erlangte Geschicklichkeit zu zeigen. Die Vorabende sind, wie gesagt, noch jetzt bei den hohen Feiertagen der römischen Kirche von Wichtigkeit, und im Mittelalter erstreckte man diesen heiligen Gebrauch auf jede wichtige Handlung, in welche die Verehrung Gottes immer mit eingewoben ward, als das Höchste und Heiligste, um die Feier zu erheben. So wurde denn auch der Vorabend des Turniers mit Uebungen gefeiert, die auf die Festlichkeit des folgenden Tages Bezug hatten. Diese Vorübungen wurden schon den Tag vorher durch öffentlichen Ausruf von den Turniervögten angekündigt. Wenn die Ritter, welche kämpfen sollten, gekommen waren, um den Kampfplatz zu beschauen, so erschien ein Herold, welcher laut rief: „Meine Herrn Ritter, morgen werden Sie den Turnierabend haben, wo man Tapferkeit mit Stahl und Eisen kaufen und verkaufen wird.“ Was nun die Namen betrifft, welche den Kämpfen an diesem Vorfeste gegeben wurden, so hießen sie: Versuche, Proben, Turnier-Vesper, und zuletzt das Gestech. Man gab zuweilen denjenigen Knappen, die sich in diesem Vorturnier ausgezeichnet und den Dank davongetragen hatten, die Erlaubniß, in dem großen Turnier mit bei den Rittern zu seyn.

Das eigentliche Turnier.

Am Tage des Turniers selbst verkündete der Schall der Trompeten die Ankunft der Ritter, welche, prächtig

bewaffnet, in kostbarem Anzuge, alle zu Roß in die Schranken einzogen, jeder mit seinen Farben, seinem Wappen, seinem Helmschmuck geziert, in den glänzendsten Waffen, die er zu erhalten vermochte. Geziert war er dabei auch mit den Farben seiner Geliebten, oft auch mit einem andern Zeichen, wodurch sie ihn beglückt, welches gewöhnlich an dem ausgezeichnetsten und sichtbarsten Orte seines Helmes, auf dem Helmschmuck, befestigt war und bestand: in einem Gürtel, Schleier, Knopf, Armband, Kopfputz, einer Spange oder einem andern Stück ihrer Kleidung, ihres Schmuckes.

Das eigentliche Turnier war ein Gefecht ganzer Haufen gegen einander. In den alten Gedichten, besonders in den Niebelungen, heißt ein solcher Kampf Buhurd. Ein solcher Buhurd brauchte nicht in geordneten Schranken gehalten zu werden, eine jede Wiese, ein jeder freier, geebneter Platz war dazu geeignet. Dabei ritten die Ritter im bunten Gewimmel unter einander, indem sie das Bild einer Schlacht lieferten. Hierbei ritten nun die Ritter auf einander, verstachen ihre Lanzen, ließen sich neue geben, zersplitterten sie wieder auf dem Schilde eines neuen Gegners, entsattelten diesen und jenen, und wurden auch wohl aus dem Sattel gehoben. So kämpften die Ritter wechselnd mit einander, wie es Zeit und Gelegenheit gab, daß sie auf einander trafen, und machten so viel Niedergeworfene oder Ergriffene zu Gefangenen, als sie nur konnten.

Das Gefecht in Haufen beim eigentlichen Turniere zerfiel in das Vorturnier und Nachturnier. In jenem ward mit den Turnierkolben, in diesem mit dem Schwerte gefochten. Wenn sich die Kämpfer auf dem Turnierplatz versammelt hatten und geordnet waren, stellten sie sich innerhalb der Schranken in den verschiedenen Haufen auf, in welche man sie getheilt hatte, einer dem andern in Schlachtordnung gegenüber. Darauf wurden die Schran-

ken geschlossen, und das Zeicheu zum Angriff gegeben, oder, wie es in der Turniersprache hieß: zum Turnier aufgeblasen. Die Seile, welche zwischen den verschiedenen Haufen gezogen waren, wurden abgehauen, und nun drangen die Kämpfer mit den Kolben auf einander ein, und indem sie gleichsam eine wirkliche Schlacht hielten, und jede Abtheilung sich bestrebte, die andre zurückzutreiben, ward das Turnier geführt. Nach einiger Zeit, oft erst nach Verlauf einiger Stunden, wurde wieder aufgeblasen, damit der Kampf geendigt werde. Nun vertauschten sie die Kolben gegen die Schwerter, um das Nachturnier zu halten. Dies bestand besonders darin, daß die Ritter versuchten, einander die Helmkleinodien abzuhauen.

Eine andere Turnierübung war: das Gefecht einzelner mit einander. Es bestand gewöhnlich darin, daß auf dem Turnierplatze eine Wand von Latten aufgerichtet war, an welcher die beiden Kämpfer, der eine auf dieser, der andre auf jener Seite, mit den Lanzen in vollem Pferdelauf gegen einander rannten. Die Lanze führte man in der rechten Hand, das Ende des Schafts wurde mit dem Arm gegen die Seite gedrückt, und die Spitze hielt man über das linke Ohr des Pferdes hinaus, und versuchte es nun, den Gegner auf den Leib, oder, wenn er einen Schild hatte, auf die Mitte des Schildes zu treffen, worauf dann der recht im Mittelpunkt des Schildes Getroffene gewöhnlich durch die Gewalt des Stoßes zu Boden stürzte. Geschickte Kämpfer wußten sich durch künstliche Wendungen so zu kehren, daß sie gar nicht getroffen wurden. Man rechnete es auch für einen Fall vom Pferde an, und es war so gut, als wenn man seinen Gegner aus dem Sattel gehoben hätte, wenn man ihn so traf, daß die Lanze zersplitterte, er aber gar nicht getroffen und seine Lanze ganz blieb; denn das Zersplittern der Lanze war das sichere Zeichen eines re-

gelrechten Treffens des Gegnes, und der Stoß, welchen dadurch der Treffende erhielt, war nicht minder bedeutend, als der, welchen der Angerannte erlitt.

Bei diesem Gestech waren die Ritter meist immer in voller Rüstung mit ganzer Bepanzerung. Doch finden sich auch Beispiele, daß sie die ganze Rüstung verschmähten, entweder als Gelübde, oder auch aus Uebermuth und im Bewußtseyn ihrer Kraft. So heißt es von Reinprecht von Mureke: „Von guter Seide führte er ein Hemde, weiß wie Schnee; er führte nichts als Schild, Helm und Speer." Es ereignete sich auch bisweilen, daß beide Kämpfer, wenn sie gleich gut getroffen hatten, zugleich von den Pferden fielen.

Derjenige nun, welcher die meisten unter allen aus dem Sattel gehoben und die größte Anzahl von Lanzen gebrochen hatte, wurde für den Sieger gehalten und ihm der Stechdank zuerkannt.

Bei allen Lanzenspielen mußte man mit der Lanze nur auf den Kopf, den Schild und das Bruststück stoßen, Stellen, wobei keine Verwundung oder Verletzung so leicht zu fürchten war. Zu hoch, ging der Stoß in die Luft, zu niedrig, war das Pferd des Gegners in Gefahr, und es ward immer als ein großer Fehler angesehen, wenn ein Ritter das Pferd seines Gegners todtrannte.

Preisevertheilung.

Nach Beendigung aller Turnierübungen wurden die Preise an die Sieger ausgespendet, welche in der Turniersprache „Dänke" hießen. Sie wurden von Frauen oder Jungfrauen vertheilt. Bei den Privatturnieren wurden meist immer diejenigen Frauen bekannt gemacht, gleich bei der ersten Einladung, welche die Preise austheilen würden, und da dazu wohl fast immer die schönsten und lieblichsten Frauen gewählt wurden, so waren auch sie schon für die Ritter anreizend, sich bei den Turnieren zahl=

reich einzufinden, oft um gerade aus diesen Händen den Siegerpreis zu erhalten.

Wir finden in den alten Nachrichten verschiedene Arten von Preisen.

1.) Der Stechdank; diesen erhielt der Ritter, welcher sich beim Gesellenstechen und bei dem Stechen über die Schranken ausgezeichnet hatte. Derjenige wurde dabei für den Sieger, und des Preises würdig gehalten, welcher die meisten Gegner aus dem Sattel gehoben hatte, an dessen Brust ihre Lanzen zersplittert waren, ohne daß er selbst bügellos geworden war, noch irgend einen Beweis von Schwäche und Ermattung gegeben hatte. 2.) Der Zierdank war für denjenigen bestimmt, welcher bei einem Turnier in der besten Rüstung erschienen war. 3.) Einen andern Dank erhielten der oder diejenigen, welche unter allen Anwesenden aus der entferntesten Gegend zum Turnier gekommen waren, und also den weitesten Weg hatten machen müssen. 4.) Der Dank der Turniervögte. Diesen erhielten allemal am Ende eines jeden Turniers die erwählten neuen Turniervögte. 5.) Der Aeltesten Dank ward den ältesten Rittern zu Theil, welche beim Turnier zugegen waren.

Die Preise bestanden gewöhnlich in kostbaren Waffen, als Helmen, Schwertern, Wehrgehängen, in goldnen Halsketten oder Armketten, in Kränzen, in goldnen Ringen, oder auch in Kränzen, die von einer kleinern oder größern Anzahl goldener Ringe zusammengehalten wurden.

Diese Preise wurden nun entweder gleich an den Schranken vertheilt, oder in dem Schloß, wohin die Sieger, von einer Menge Volks begleitet, geführt wurden. Alles, was um sie her war, hallte von den größten Lobeserhebungen wieder, von dem Schalle der Trompeten und Pauken, und von den lauten Ausrufungen, die den Sieg verkündigten. Sobald die siegreichen Ritter in den Saal getreten, wurden sie von den Frauen entwaffnet. Sie

legten ihnen prächtige Kleider an, und führten sie, nachdem sie sich ein wenig erholt hatten, in den Saal, wo sie der Fürst erwartete. Dieser ließ sie bei dem Gastmahle an die vornehmsten Plätze sitzen, wo sie den Blicken und der Verwunderung ihrer Mitgäste und der Zuschauer ausgesetzt waren, und oft von den Frauen bedient wurden. Ihre Thaten, ihre Tapferkeit, ihre Kraft und Geschicklichkeit, sammt den Abenteuern der alten Ritter und Helden, wodurch Volk und Ritterschaft berühmt geworden, waren der Gegenstand der Unterhaltung bei dem Gastmahle.

Eine der glänzendsten und merkwürdigsten Arten, die Preise zu ertheilen, findet sich bei einem in Deutschland gehaltenen Turniere, welches Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meißen und Landgraf in Thüringen, im Jahr 1263 zu Nordhausen anstellte. Der Kampfplatz, oder wie er bei den Teutschen hieß, der Turnierhof, stellte einen Garten vor, in dessen Mitte ein Baum stand, der goldene und silberne Blätter trug. Diese Blätter waren die Preise des Turniers; denn der, welcher die Lanze seines Gegners brach, bekam ein silbernes Blatt; wer ihn aber aus dem Sattel gehoben hatte und sitzen blieb, empfieng ein goldenes.

Man muß diese Turnierpreise indessen nicht mit einer andern Art von Gaben, die bei den Turnieren gewöhnlich waren, verwechseln. Diese bestanden in kleinen Geschenken, welche als Zeichen des Andenkens von einzelnen Frauen vor und während des Kampfes einzelnen Kämpfern, welche sie liebten, als ein Denkmal ihrer Liebe oder auch andern, welche sie noch wenig kannten, geschenkt wurden, um ihnen ihre Aufmerksamkeit und Achtung bemerkbar zu machen. Da Ruhm und Ehre bei diesen Turnieren zuletzt auf die Frauen zurückfiel, so war auch ihr inniger Antheil an dem Schicksal der Ritter, die ihre Farbe trugen, sehr natürlich. Die Kämpfer befestigten diese Pfänder der Zuneigung oder Aufmerksamkeit an irgend einem

Theile ihrer Rüstung, am Helm, der Lanze, oder am Schild. Gewöhnlich war es etwas, was die Geberin selbst verfertigt hatte: eine Schärpe, ein Schleier, ein Armband, dann ward auch eine Haarlocke, eine Schleife, ein Stück ihres Schmuckes u. dgl. gegeben. Andre trugen auch das Bildniß ihrer Geliebten an einer goldenen Kette um den Hals. Zuweilen ging ein solches Kleinod in der Hitze des Kampfes verloren oder fiel einem andern Ritter als Beute zu. Dann wurde dem, der den Verlust erlitten, von der Geberin wohl sogleich ein neues durch einen Edelknaben gesendet, und da die Hitze des Kampfes es oft gewinnen und oft verlieren machte, so waren manche Frauen gegen den Schluß des Turniers vielmals beinahe ganz ihres Putzes beraubt. Dagegen brachten aber auch die Ritter die Preise, die sie erobert hatten, ihnen als ein Geschenk dar. Einige leiten von diesen Frauengeschenken das Entstehen der Helmkleinode ab, indem die Ritter sie am höchsten Theile ihrer Rüstung, am Helme befestigten, und dazu einen ausgezeichneten Platz bedurften, den ihnen diese wunderlich gestaltete Helmkleinode darboten.

---

6. Von den Ernstkämpfen.

Zweikampf.

Wenn auch die Turniere schon für Leben und Gesundheit der Ritter sehr oft nachtheilig waren, wenn das Rennen auf einander mit zugespitzten Lanzen, das sogenannte Scharfrennen, häufig den Tod nach sich zog, so ward dies Unglück doch immer nur als eine seltene Zufälligkeit angesehen, die bei allen solchen angestrengten Leibesübungen nicht zu vermeiden war. Sobald indessen ein solches Unglück oder eine Verwundung stattfand, sogleich hörte der Kampf auf. Anders verhielt es sich aber bei den Ernstkämpfen der Ritter, bei denen es auf Le-

ben und Tod der Streitenden gieng. Hier endete nur die tödtliche Verwundung oder der Tod des einen der Streitenden den Kampf, besonders in den Einzelstreiten, Mann gegen Mann. Wiederum verschieden war der Kampf in den Befehdungen, das heißt in den kleinen Kriegen, welche einzelne Ritter und Burgenbesitzer gegen ihre Nachbarn führten, wo sie mit ihren Vasallen in kleinern oder größern Heerhaufen gegen einander rückten, einer die Burg des Andern belagerte, sie zu erobern, zu zerstören und zu berauben trachtete, wobei die ruhigen Dörfer der Kriegführenden plündernd, mordend, sengend und brennend überzogen wurden, und wo nur selten eigentliche Gefechtkämpfe in freiem Felde stattfanden.

Diese Befehdungen haben in Deutschland zur Zeit des Faustrechts eine ungeheure Gewalt ausgeübt, und durch sie ist viel des Schönen, was sich in und nach der Ritterzeit hätte entwickeln können, unaufhaltbar vernichtet worden. Betrachten wir nun Zweikämpfe und Befehdungen einzeln und genauer.

Die Zweikämpfe waren einer gedoppelten Art. Einmal betrafen sie blos Ehrensachen, die man nicht vor Gericht brachte, und um derentwillen gleich auf dem den beiden Streit nden am nächsten freien und bequemen Platze, ohne besondre Anstalten, oft nicht einmal im Beiseyn eines ritterlichen Gehilfen, sondern nur der Knappen beider Streiter gekämpft wurde. Zum andern betrafen aber auch die Zweikämpfe die Entscheidungen wichtiger bürgerlicher und peinlicher Rechtssachen, zu deren Lösung sie nicht allein von den Gerichten bewilligt, sondern sogar oft vorgeschrieben wurden; daher der Name gerichtliche Zweikämpfe. Die beiden Arten der Zweikämpfe finden wir in der frühesten teutschen heidnischen Vorzeit begründet. Blut forderte Blut zur Sühne, die Blutrache für einen getödeten Verwandten ward daher meist ein Zweikampf. Gottes Stimme offenbarte sich dadurch, glaubte man, daß er in

dessen Hand den Sieg legte, der ihn verdiente, den zum Ueberwinder machte, der das Recht auf seiner Seite hatte. Eines der wichtigsten Gottesurtheile, Ordale, war daher der Zweikampf, durch ihn sprach Gott, und aus der heidnischen Vorzeit entlehnt, blieb er in den gerichtlichen Kämpfen durch viele Jahrhunderte des Christenthums.

Der Zweikampf trat mit andern Gottesurtheilen dann ein, wenn die Wahrheit einer Sache weder durch Zeugen, noch durch Urkunden erwiesen werden konnte; wenn der Mund, der darüber Auskunft geben konnte, durch den Tod verstummt; oder eine Sache, so im Schleier des Geheimnisses, so im Dunkeln verübt worden, daß kein anderer Beweis zu führen möglich war; denn man glaubte, daß Gott selbst in dem Schwachen stark seyn würde, daß er der gerechten Sache beistehe und dem Unschuldigen den Sieg gewähre.

Die Rüstung und die Waffen, welche die Kämpfer tragen durften, waren durch die Gesetze bestimmt, und zwar, nach der Anleitung des sächsischen Landrechts, folgender Gestalt: jedem der beiden Kämpfer war erlaubt, Leder und leinenes Zeug anzuziehen, so viel er wollte, Haupt und Füße mußten vorne bloß seyn, und an den Händen sollten sie nichts als dünne Handschuhe, über der Rüstung aber einen Rock ohne Aermel anhaben. In der rechten Hand mußte jeder ein bloßes Schwert halten; außerdem war ihm erlaubt, nach seinem Belieben noch ein oder zwei Schwerter umzugürten. In der linken Hand sollte er einen nur aus Holz und Leder verfertigten runden Schild haben, an dem nur die Buckeln von Eisen wären. Die Richter mußten jedem der Kämpfer zwei Männer zuordnen, welche darauf Acht hatten, daß die Waffen auf die gehörige Weise angelegt wurden.

Erschien nun nach dem gesetzmäßigen Gange der zum Zweikampf bestimmte Tag und die angesetzte Stunde, so begab sich der Richter nebst den Beisitzern und einige zu

diesem Zwecke besonders verordneten Kampfrichtern, die meistens alte, verdiente Ritter waren, auf einen erhöhten Platz, der an den Schranken des Kampfringes für sie besonders zugerichtet war. In die Ecken des Kampfplatzes wurde, wenn der Kampf auf Leben und Tod ging, für jeden Kämpfer eine Todtenbahre mit allen Zubehörungen gesetzt, zum Zeichen, daß hier auf Leben und Tod gekämpft werde, der Besiegte jedoch ein anständiges Begräbniß erhalten sollte.

Nun erschienen die Kämpfer, jeder von seinem Beichtvater, seinen Verwandten und anderm Gefolge begleitet, vor den Schranken. Sie gingen zu dem Richter und baten nochmals um die Erlaubniß, ihre Sache durch den Zweikampf entscheiden zu dürfen. Der Kläger legte feierlich den Eid ab, daß seine Beschuldigung wahr und gegründet sey; der Beklagte dagegen, daß er unschuldig angeklagt sey. Beide baten Gott, ihnen in ihrem Kampfe beizustehen. Dieser gesetzliche Kampfeid wurde nach der damaligen Sitte auf die Reliquien von Heiligen geleistet. Nach Ablegung des Eides reichte der Beichtvater dem Ritter, welchen er begleitete, das heilige Abendmahl; sogleich traten sie in den Kampfplatz. Nun gebot der Richter oder Herold der umstehenden Menge Stillschweigen. Er drohte dem, der sich unterfangen würde, zu schreien, oder sonst ein Geräusch zu verursachen, mit harter Strafe, ja selbst mit dem Tode. Darauf folgte nun eine Todtenstille, und diese vermehrte noch die bange Erwartung des Ausgangs. Die versammelten Frommen in dem Haufen der umstehenden baten Gott im stillen um seinen Beistand für den Unschuldigen. Die Kämpfer traten gegen einander auf; man stellte sie so, daß keiner allein die Sonne im Gesichte hatte. Nun rief der Herold dreimal laut oder gab ein dreimaliges Zeichen mit der Trompete, und beim dritten Male gingen die Kämpfer auf einander los. Das verhängnißvolle Schweigen lag auf der umstehenden Menge,

alle Aufmerksamkeit war auf die Kämpfer gerichtet. Man hörte nichts, als den Schall der auf die Schilde und den übrigen Theil der Rüstung fallenden Schläge, das fürchterliche Klappen der auf einander fallenden Streitkolben. Lange schlug man sich mit diesen letzten herum, ohne Entscheidung. Drauf warf man sie weg, und zog die Schwerter. — Das Ende des Kampfes war da, sobald einer von beiden todt zur Erde fiel, oder schwerverwundet anerkannte, daß der andere sein Sieger, er der Ueberwundene sei. War es der Beklagte, so ward über ihn nach den Rechten gerichtet, die das schuldgegebene Verbrechen heischte; war es der Kläger, so ward der Beklagte von der Anklage und Beschuldigung vollkommen freigesprochen, jener aber zur Bezahlung der versprochenen Buße verdammt. Das Herkommen bestimmte, daß derjenige, welcher sich verwundet seinem Gegner ergab, und um Gnade bat, ehr- und rechtlos erachtet wurde. Er verlor Amt und Ehre, durfte keine Waffen und Rüstung und keine andern Ehren- und Ritterzeichen mehr tragen, kein Pferd mehr besteigen, und sich den Bart nicht mehr scheeren lassen. Daher kam es denn auch, daß sich nur höchst selten einer ergab, und daß der Kampf meist immer bis zum Tode und zur letzten Krafterschöpfung ging, so daß der Tod wenigstens bald nach der durch die Kampfermüdung nothwendigen Beendigung des Streites folgte. Derjenige, welcher todt auf dem Kampfplatze blieb, wurde ehrlich und anständig zur Erde bestattet. Gewöhnlich sorgte der Sieger selbst für das anständige Begräbniß des überwundenen Gegners. Hier bei diesen Kämpfen war es auch besonders, wobei der Sieger dem verwundeten, zur Erde gestreckten Feinde auf die Brust kniete und den kleinen Dolch zog, den er an seiner Seite trug, den Dolch der Barmherzigkeit (misericorde) wie man ihn nannte. Flehte der Verwundete nun nicht sogleich um Barmherzigkeit und Gnade, so stieß er ihm denselben durch die Fugen der Rüstung in den Leib.

Ungewiß ist, ob die gerichtlichen Zweikämpfe auch zu Pferd gehalten worden sind, wie es die außergerichtlichen meist immer waren.

Gesammtkampf.

Wir gehen nun von den Einzelkämpfen zu den Gesammtkämpfen der Ritter über.

Die Verkündigung des Krieges war sehr einfach gehalten, indem man Friede und Freundschaft feierlich aufsagen ließ. Aus Ottokar von Hornek geben wir folgendes Beispiel hiervon. „Nach Ostern kamen ungarische Boten (vom König Andreas von Ungarn) in Wien an, besorgten sich zuerst Herberge, und gingen am andern Tage zum Herzoge Albrecht, der sie inniglich grüßend empfieng. Sie sprachen: Gnade, edler Fürst, sei euch von uns gesagt; worauf einer von ihnen dem Herzog ihre Beglaubigung überreichte. Der Herzog gebot einen Schreiber zu rufen, der den Brief öffne und lese. In dem Briefe stand: Was euch die Ueberbringer dieses im Namen ihres Herrn vortragen, das sollt ihr für gültig annehmen. Da sprach Albrecht: Ich glaube gern, was ihr von eurem Herrn bringt; redet also: Hierauf nahm der Boten einer das Wort und nach der Anrede: Edler Fürst und Herr! bat er, daß man seinen Auftrag nicht ihm zurechnen möchte, und fragte den Herzog, ob er geneigt sei, in die Auslieferung der neulich von ihm genommenen ungarischen Orte zu willigen. Als Albrecht, statt der Antwort, weitläufig zu erörtern versuchte, wie er zu jener Fehde durch den ungrischen Gränzherrn Grafen Iban selbst genöthigt gewesen sei, so lenkte die Botschaft wieder auf ihre Frage ein, sie nochmals in bestimmte Worte fassend. Ich bin bereit zu Recht und Minne, erwiederte der Herzog darauf, früher geb ich aber die Feste nicht. Darauf erklärten die Boten Absage und Aufhören von Fried und

Sühne im Namen ihres Herrn, des Königs, der bereits die Heerfahrt gegen Oesterreich gelobt habe. Es ist nicht zum erstenmale, rief Albrecht, daß von den Ungarn gegen diese Lande gestritten worden, ohne uns von Ehr und Habe zu vertreiben. Die Boten aber beurlaubten sich."

Die Ritter waren es, denen die ganze Last dieser genannten Kriege oblag, indem sie stets bereit waren zu Pferde zu streiten, oder sogar auch von den Pferden abzusitzen, um Verschanzungen anzugreifen, und gegen die Mauern einer Burg oder einer befestigten Stadt Sturm zu laufen. Die übrigen Kriegsvölker leisteten nur eine schwache Hilfe.

Tag und Ort der Schlacht wurden oft vorher bestimmt; oft suchte aber auch jeder den besten Platz zu gewinnen, Späher schlichen umher, Wartmänner wurden ausgeschickt, wie z. B. Kaiser Rudolph von einer Höhe, die man der feindlichen Warte abgejagt, „durch erfahrene Männer, welche große Schaaren zu schätzen im Stande sind," König Ottokars Lager beobachten ließ.

Ausgezeichnete Ritter strebten das Hauptbanner zu tragen; einem der kühnmüthigsten und tapfersten ward es ertheilt. Unterdessen musterten Ritter und Knappen ihre Waffenstücke, in der Seele von verschiedenen Gefühlen bewegt. Manchem, der noch nie einen betäubenden Schlag empfand, schlug das Herz. Dieser und der traf Anordnungen zur Pflege seines Weibes daheim, und ein Freund sagte dem andern zu, am Tage der Schlacht stets nah und gegenwärtig zu seyn. Man beichtete, man hörte die Messe im Lager und genoß den Leib des Herrn, und zwar früh am Tage, worauf die Zeichen der Heerpauken und Posaunen oder Heerhörner erschallten. Alsbald bestieg man die Rosse, die Marschälle ordneten schnell, und die Schaaren rückten aus. In diesem Augenblicke sprengten der Jungherren viele zu ihrem Fürsten und Feldherrn heran,

mit dem höflichen Gesuch um den Ritterschlag, der ihnen, wenn die Zeit kostbar ist, nur kurz, über Schild und Schwert ertheilt wird. König Albrecht gab an einem solchen Morgen 100 Jungherrn die Ritterwürde.

Darauf rücken nun die Schaaren weiter und breiten sich nun, in mehrere Schaaren getheilt, im Gefilde aus. Ihre Heerführer oder Bischöfe ermuntern sie durch Reden. Sobald der Feind erblickt wird, stürzt man die Helme nieder, und ein Kyrie Eleison oder Sancta Maria wird angestimmt, welches dumpfmurmelnd in den Helmen ertönt haben muß.

Die Ritter waren entweder in Flügel abgetheilt, oder nach einer Linie in doppelte Glieder gestellt. Diejenigen, welche erst vor dem Treffen die Ritterwürde erhalten hatten, wurden gewöhnlich in das vorderste Glied gestellt, um ihnen Gelegenheit zu verschaffen, die gute Meinung zu rechtfertigen, welche man von ihrem guten Muthe gefaßt hatte. In kleinern Geschwadern zu streiten, scheint erst in der spätern Zeit aufgekommen zu seyn. In dem Gefecht der beiden Ritterschlachtordnungen rannten die Ritter mit niedergelassenen Lanzen auf einander loß. Die, welche verwundet, gestürzt oder aus dem Sattel gehoben waren, rafften sich entweder selbst auf, oder ihnen wurde durch ihre Knappen in die Höhe geholfen; sie ergriffen ihre Schwerter, Streitärte oder Kolben und suchten sich zu rächen oder wieder in Gegenwehr zu setzen. So fluthete dann in lautem Gewimmel die Schlacht hin und her, bis der eine Theil sichtbar die Oberhand gewann. War des Gegners Macht durchritten und geschlagen, so wandten sich die Sieger, um die Abgeschnittenen und Bügellosen zu Gefangenen zu machen, welche von den Rittern mit Milde und Großmuth behandelt wurden.

Bei Belagerungen der Ritterburgen und andrer fester Orte suchte man den in der Feste befindlichen allen möglichen Abbruch zu thun, daß man keinen Vorrath, keinen

Entsatz hinein ließ, daß Trinkwasser und die Gräben ihnen abgrub, und die Mauern zu zerstören suchte, um desto leichter in die Burg dringen zu können. Als Sturm- und Zertrümmerungswerkzeuge gab es viele, wie z. B. die Katzen, dieß sind gedeckte Werke mit Stoßzeug im Innern, die man, nach Ausfüllung der Gräben, trotz der Geschosse der Belagerten, bis dicht an die Mauern vorschob. Eben so wurde eine andere Maschine, Ebenhoch genannt, gegen die Mauern hingetrieben, damit man ins Innere der belagerten Schlösser blicken konnte; denn dieß war eine Art von sehr hohen Thürmen, mit Wurfzeug versehen.

So viel von den Ernstkämpfen.

7.) Irrende, fahrende Ritter. Glänzende Beispiele.

Es war die Pflicht der Ritter, immer, so viel es ihnen möglich war, ein thätiges, nie ermüdendes Leben zu führen, Gefahren aufzusuchen, und immer dahin zu eilen und sich zu wenden, wo ihre Hülfe nöthig war. Daraus entstand schon in frühen Zeiten eine Abtheilung von Rittern, die sehr berühmt waren, und über welche später Cervantes die ganze sprudelnde Fülle seines Witzes ergoß: es waren die irrenden fahrenden Ritter; und ein ergötzlicheres Leben führte wohl keiner, wenn auch ein trüber Hintergrund nicht zu verkennen ist.

Alle fahrenden Ritter zogen zwar auf Waffenkämpfe aus, aber in verschiedenen Streben: die einen, um durch ihre tapfern Thaten die Bewunderung ihrer Geliebten, oder der Frauen überhaupt zu erregen; die andern zogen aus, um in Turnieren und Lanzenrennen die ausgesetzten Preise zu verdienen, dabei Gefangene zu machen, die sich dann mit reichen Gaben auslösen mußten; wieder andre zogen aus, blos um Ehre und Ruhm zu erwerben.

Ein jeder fahrender Ritter ward an deu Höfen fröhlich und mit Lust und Liebe aufgenommen; ja auch andre Personen aus dem Heere und Adelstande nahmen die fahrenden Ritter freundlich und gerne in ihren Wohnungen ein, und hatten deßhalb, als Zeichen der bereitwilligen Aufnahme, Helme über die Thore ihrer Burgen und Schlösser setzen lassen, welche als sicheres Schild günstiger Aufnahme eines jeden Ritters galten. Des Ritters ganzer Anzug, vielmehr noch seine Rüstung, machte ihn schon aus weiter Ferne kenntlich, und sobald er sich daher näherte, öffneten sich ihm alle Thore, Schlagbäume und andre Schranken, um ihm einen freien Durchzug zu gewähren.

Wenn also Ritter und Knappen, die auf Turniere oder in den Krieg, oder zu andern Abenteuern reisten, sich an diesen Höfen oder in diesen Schlössern einfanden, so wurden sie daselbst mit allen Merkmalen der Achtung und Sorgfalt aufgenommen. Indem man sie und ihr Gefolge während ihres Aufenthalts in allem frei gehalten hatte, wurden sie sogar noch bei ihrer Abreise mit Geschenken überhäuft. Man verehrte ihnen Waffen, kostbare Kleider, Pferde, ja man schenkte ihnen sogar Geld. Bei diesen Geldgeschenken war das Eigne, daß selbst die vornehmsten Herren die Annahme derselben nicht ausschlugen, und dies aus dem Grunde, weil man diese Gaben eigentlich nicht als Geschenke betrachtete, welche der Person des Gastes gemacht wurden, sondern sie bedeuteten vielmehr, daß man an dem Vorhaben dessen Theil nähme, dem man es gab, und daß man das Seinige zu dem Ruhme beitragen wollte, der dadurch auf die ganze Ritterschaft fiel.

Auch das war ein sicheres und oftmals in Ausübung tretendes Mittel für ärmere, aber tapfere und dadurch berühmt gewordene Ritter, daß ein reiches Erbfräulein, oder auch eine vornehme Frau, die mit ansehnlichen Besitzungen Wittwe geworden war, außerordentlicher Hülfe be-

durfte, und einen solchen Ritter von bekannten guten Eigenschaften und Fähigkeiten zu Hülfe rief; Verhältnisse, die nicht blos die Ritterromane erzählen, sondern die häufigst in der Geschichte vorkommen, da sie sich im Leben ereigneten. Eine solche übergab nun diesem Ritter, unter dem Titel eines Schloßvogtes die Beschützung ihres Schlosses und ihrer Lehngüter, nebst der Befehlshaberstelle über die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Lehnleute und die zum Kriege Verpflichteten. Hierdurch gewann der Ritter ein ruhiges, behagliches und gesichertes Daseyn. Bisweilen belohnten auch die von ihm Beschützten seine wichtigen Dienste durch das Geschenk ihrer Hand. Solche Verbindungen wurden gewöhnlich auf Anrathen und mit Genehmigung der Herrscher des Landes eingegangen. Als geborne Beschützer der adelichen Wittwen und Waisen in ihren Staaten erfüllten die Fürsten, eben durch die Verbindung der Vortheile zweier Personen, die edelmüthigen Pflichten des königlichen Schutzes, und zugleich belohnten sie damit die Tapferkeit der tüchtigsten Ritter an ihrem Hofe.

Außerdem wurden in der blühenden Zeit des Mittelalters noch Züge Sitte, die blos dazu abzweckten, an bestimmten Orten Proben von Muth und Tapferkeit abzulegen, indem bekannt gemacht wurde, an diesem und jenem Tage würde der Ritter sich an einer genau bekannt gemachten Stelle einfinden und jedem, der ihm Kampf anzubieten geneigt sei, Kampf gewähren. Oder es waren bekannte Punkte, wohin ein mannhafter Ritter ziehen konnte und gewiß war, wenn ein bestimmtes Zeichen gegeben wurde, einen Kämpfer zu finden; und wie der Arten, zu Kämpfen zu reizen, noch mehr waren. Hieher gehört eine Geschichte aus dem Leben des Ritters Boucicaut vom Jahre 1390. Diesem Ritter ließ das Verlangen, seinen Muth zu zeigen und Ehre zu erwerben, keinen andern Gedanken, als wie er seine schöne Jugend in

ritterlichen Thaten vollbrächte. Dies trieb ihn auch zu dem Unternehmen, welches er, als ihm sein König Urlaub gegeben, in mehreren Königreichen und christlichen Ländern, in Emgland, Spanien, Aragonien, Teutschland, Italien, verkünden ließ. Allen Fürsten, Rittern und Knappen ward entboten, daß er, begleitet von zwei Rittern, Roie und Sampi, 30 Tage lang einen Paß vertheidigen werde, wenn nicht wichtige Gründe ihn früher abriefen. Vom 20. Lenzmond bis zum 20. Ostermond wollten die drei Ritter bei Ingelbert zwischen Boulogne und Kalais jeglichen erwarten, bereit und gerüstet, mit allen Rittern, die es verlangen möchten, täglich zu kämpfen, Freitags ausgenommen. Jeder der drei Ritter sollte bis zu 5 Stössen mit scharfer oder stumpfer Lanze gehen; gegen Feinde des Königreichs nämlich, auf die eine oder andre Weise, nach ihrem Verlangen; gegen Freunde des Landes aber, welche zum Kampfe erschienen, nur mit stumpfer Lanze. Diese Verkündigung geschah drei Monate vorher, damit die Nachricht von der Unternehmung weit verbreitet würde, und auch aus der Ferne viele Ritter herbei kommen möchten.

Als die Zeit heranrückte, begab sich Boucicaut mit seinen Kampfgenossen an den genannten Ort. Hier ließ er in einer weiten Ebene sein Gezelt aufschlagen, daß groß, schön und köstlich war. Das nämliche thaten seine Gefährten, jeglicher einzeln für sich. Vor den 3 Zelten, in geringer Entfernung, stand eine große Ulme. An drei Zweigen dieses Baumes hingen die Schilde, zwei an jedem, das eine für den Frieden, das andere für den Krieg; aber auch die Kriegesschilde waren, nicht von Eisen oder Stahl, sondern alle waren von Holz. Neben den Schilden standen an jedem Zweig 10 Lanzen gelehnt, 5 für den Frieden und 5 für den Krieg; (nämlich scharfe und stumpfe Lanzen.) Auch hing an dem Baum ein Horn, und der Verkündung gemäß mußte jeder, welcher den Kampf bestehen wollte, in dies Horn blasen, und wenn

er ernstlichen Kampf verlangte, auf das Kriegesschild schlagen, oder, wenn er mit stumpfer Lanze zu kämpfen begehrte, auf das Friedesschild. Jeder der 3 Ritter hatte sein Wappen über seine 2 Schilde gestellt, welche verschieden gemalt waren nach ihren Wappen, damit jeglicher wußte, wen er zum Kampf herausforderte.

Boucicaut hatte ein großes und schönes Zelt aufschlagen lassen, wo die Fremden sich bewaffnen, aufhalten und erfrischen sollten. Gleich nach dem Schlage auf den Schild mußte derjenige, dem es gehörte, auf dem Streitrosse mit der Lanze bewaffnet und kampffertig hervorspringen, oder alle 3, wenn 3 Kämpfer an die Schilde geschlagen hatten. Gute Weine und Lebensmittel ließ Boucicaut auf seine Kosten reichlich herbeischaffen, um während der Dauer des Kampfspiels alle, die sich einfänden, zu bewirthen. Jeder der drei Ritter hatte zahlreiches Gefolge. Es waren Herolde, Trompeter und Spielleute genug, und Volk von allerlei Stand.

Am ersten Tage des Kampfspiels standen die Ritter gewappnet und gerüstet in ihren Zelten, die Kämpfer erwartend. Boucicaut war vor allen stattlich gekleidet. Und da er glaubte, daß vor Ende des Kampfspiels viele Fremde, sowohl Engländer als andere, erscheinen würden, so nahm er, um anzudeuten, daß er zu jedem Kampfe bereit und gerüstet wäre, den Wahlspruch: Was ihr wollet! und ließ ihn auf alle seine Wappen setzen.

Die Engländer vernahmen die Kunde von dem ehrenvollen Unternehmen, und die Meisten und Angesehendsten unter ihnen sagten, sie wollten bei dem Kampfspiele nicht fehlen. Gleich am ersten Tage kamen ihrer viele mit glänzendem Gefolge. Als nun Boucicaut gewappnet in seinem Zelte stand, und seine Waffengefährten in den ihrigen, da kam der Bruder des Königs Richard von England (der Graf von Hunktinkton,) mit zahlreichem Gefolge und voranziehenden Spielleuten auf seinem Streitroß her-

an. Er ritt gar stolz rings um den Platz, und als dieses geschehen, ging er zu dem Horn und blies sehr laut; darauf schlug er an Boucicauts Schild, das er sich wohl gemerkt hatte.

Es zögerte nicht der wackere Ritter, der auf seinem guten Streitrosse gerade wie ein Schilfrohr saß; die Lanze in der Faust; den Schild vor der Brust, von Spielleuten und Gefolge begleitet, trat er aus dem Zelte und stellte sich zum Kampfe. Dann legte er bald seine Lanze ein und rannte auf seinen Gegner, der auch ein sehr wackerer Ritter war und ihm zu begegnen wußte. Sie trafen sich einander bald und gaben sich so kräftige Stösse auf ihre Schilde, daß beide sich rücklings überbeugten und die Lanzen in Splitter flogen. Laut rief man nun ihre Namen. Aber sie ließen sich neue Lanzen geben und rannten wieder gegen einander. So dauerte es, und beide waren so tapfer, daß keinen ein Vorwurf treffen konnte.

Als der Kampf geendigt war, gingen die beiden Ritter in die Zelte; aber Boucicaut hatte nicht lange Ruhe, denn es kamen noch andere tapfere englische Ritter, welche ihn alle zu ernstlichem Kampf forderten. Seine Waffengefährten waren indeß auch nicht läßig, und es fanden sich genug Ritter, von welchen sie zum Kampfe mit scharfem Eisen gefordert wurden. So dauerte es während der bestimmten Zeit, und mehr als 40 Ritter erschienen, Spanier, Engländer, Deutsche, welche alle ernstlichen Kampf begehrten, und gegen alle ward gerannt, bis sie die Bedingung des Kampfspiels erfüllt hatten; ausgenommen einige, die aufhören mußten, weil sie verwundet waren.

Nachdem die Frist abgelaufen war, kehrte Boucicaut nach Paris zurück, wo er von dem Könige und dem Hofe freudig aufgenommen und auch von den Frauen viel gefeiert und geehrt ward. Die drei Ritter schenkten ihre Pferde und Harnische der Frauenkirche zu Boulogne. —

Eine ähnliche Geschichte ist folgende:

Als Kaiser Maximilian I. 1495 zu Worms einen Reichstag hielt, kam ein Franzose dahin, Klaude de Batre genannt (wie man meinte, abgeschickt von seinem König), ein gefürchteter Ritter, und trotzte gewaltig auf seine Stärke. Kaum hatte er Platz in der Herberge gefunden, als er seinen Schild an derselben unter seinem Fenster aushing, indem er durch einen mit ihm gekommenen Herold ausrufen ließ: Sofern ein Deutscher Lust habe mit ihm zu kämpfen, auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, so sey er zu jedem dieser Kämpfe bereit. Es wollte sich nicht sogleich einer finden, der Lust hatte, etwas gegen diesen Ritter zu wagen, dem der Ruf voranging, er sei im Kampfe der Teufel selbst. Dieß verdroß den ritterlichen und wackern Kaiser. Er sendete seinen Herold ab, und ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenem des französischen Ritters aufhängen. Der Kampf ward verabredet, und ging 9 Tage nach der Ausforderung vor sich. Gewappnet erschienen beide auf der Bahn. Keiner sprach ein Wort zu dem andern. Die Erwartung wiegte mit Furcht und Ungewißheit sich auf allen Gesichtern der Zuschauer, alle Blicke waren auf die Gerüsteten gerichtet, die, als zum dritten Male die Trompeten ertönten, die Lanzen einlegten und auf einander losrannten; sie trafen so, daß die Stösse abglitten. Sie warfen die Lanzen ab, griffen nach den Schwertern und hieben einander eine gute Weile auf die Köpfe. Der Franzose führte unter andern einen harten Stoß auf den Kaiser, der diesem den Panzer trennte und ihn ein wenig verwundete. Dieß aber gar nicht achtend, ging dieser erst recht kräftig seinem Gegner zu Leibe, als habe er bisher nur Spiel getrieben, machte ihn matt und zaghaft, traf ihn auch so, daß er, als eben der Kaiser mit einem derben Stoß ihm zum Herzen rannte, seine Waffen streckte, sich ergab und sich zum

Gefängniß zu stellen gelobte. Alsobald wurden die Schranken wieder aufgeblasen, und mit großem Jubelgeschrei begleitete die fröhliche Menge den Kaiser, der die Ehre der deutschen Ritter sowohl vertheidigt hatte, in seine Herberge.

Die fahrenden Ritter gingen daher noch tief bis in die Zeit des Verfalls der Ritterwürde hinein. So durchzog auch in den Jahren 1452 bis 1458 ein schwäbischer Ritter, George von Ehingen, wohlgeübt und erfahren in Kämpfen und Ritterspielen, außer seinem Vaterlande auch noch Burgund, Frankreich, England, Spanien, Portugal, focht bei Zeuta mit einem Mauren, der beinahe ein Riese war, erlegte ihn, turnierte allenthalben, wo er offene Schranken fand, schiffte nach Rodus, besuchte das heilige Grab zu Jerusalem und kam mit Kleinodien und kostbaren Geschenken von Königen und Fürsten glücklich wieder auf seiner väterlichen Burg an, die Zeugnisse seines Muthes und seiner Tapferkeit zeigend und beweisend, wie er seine Ritterschaft erprobt hatte.

Häusliches Leben innerhalb der Ritterburgen.

Werfen wir zum Beschlusse noch einen Blick auf das häusliche Leben innerhalb der Ritterburgen.

Die Frauen mit ihren Töchtern und ihrer weiblichen Bedienung waren daheim gewöhnlich beschäftigt, zierliche Gewänder, Kleider, Mäntel, Teppiche, Prunkdecken über die Rosse, Banner u. s. w. zu sticken, und mag von ihnen, wenn man den alten Erzählungen glauben darf, bis zu einem hohen Grade kunstreicher Vollendung ausgebildet worden seyn; der Mann beschäftigte sich mit der Jagd und andern ritterlichen Uebungen; die Knaben wurden von den Knappen in den ritterlichen Künsten unterwiesen. So ging das Leben einfach und still hin, und manche

Frauen mochten es daher nicht ungerne sehen, wenn ihnen ein reisender Ritter die Stille des häuslichen Lebens etwas belebte. In den langen Winterabenden mag es daher oftmals traurig, still und düster auf den Burgen zugegangen seyn, wenn nicht ein aufgenommener Wanderer, ein vorüberziehender Minnesänger, ein auf Heerfahrt begriffener und einkehrender Ritter die Stunden erheiterte.

Bei so großer Zurückgezogenheit mußte der Anblick schöner Jungfrauen damals etwas weit seltneres seyn, als in unsern Tagen, und die Dichter der alten Zeit unterlassen daher auch nie bei Beschreibungen festlicher Turniere und Feierlichkeiten die Zahl und Schönheit der edlen Fräulein und Frauen zu preisen, deren Erscheinung das Fest verherrlichte. Außerdem sah man sie nur zuweilen am Fenster, oder im Münster während der Messe.

Die Schlösser und Höfe der Großen waren nicht nur für die Edelknaben, sondern auch für das junge adeliche Frauenzimmer vortreffliche Schulen der feinen Lebensart und mancher andern Tugenden. Hier lernten junge Personen vom schönen Geschlechte frühzeitig ihre wesentlichsten Pflichten kennen. Hier bearbeitete und vervollkommnete man an ihnen jenes ungezwungene Gefällige und jene zärtlichen Gesinnungen, wofür sie die Natur scheint gebildet zu haben. Den Rittern, die sich in den Schlössern ihres Aufenthalts einfanden, kamen sie mit zuvorkommender Höflichkeit entgegen. Sie nahmen ihnen bei ihrer Rückkehr von den Turnieren und von den Feldzügen die Waffen, überreichten ihnen frische Kleidung und Wäsche und warteten ihnen bei Tische auf. Da sie zu künftigen Gattinnen eben derselben Ritter bestimmt waren, die sich in den Burgen einfanden, wo sie erzogen und gebildet wurden, so ließen sie es bei ihren Gästen weder an Sorgfalt, noch an zuvorkommenden Dienstleistungen fehlen, wodurch sie die Herzen derselben fesseln konnten. Sie lernten hier

ihrem Gatten einst alle die Dienste und Gefälligkeiten erweisen, die ein muthvoller Krieger von einer zärtlichen und edeldenkenden Gattin erwarten konnte. Sie machten schon hier Zubereitungen zu seinem innigsten Lohn und zu der süßesten Erquickung, für seine höchst beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmungen. Mit einer Begierde und einem Wetteifer, den nur warme Zuneigung hervorbrachte, eilten sie, ihm zuerst den Staub und das Blut abzuwischen, womit er sich, ihres eigenen Ruhmes willen, bedeckt hatte. Man darf daher glauben, daß das schöne Geschlecht in den Ritterzeiten den Verwundeten alle erforderliche und anhaltende Hülfe leisten konnte, die eine geschickte und mitleidige Hand dem Leidenden zu verschaffen im Stande ist. Nicht Schönheit allein also war es, wodurch die Frauen in den Ritterzeiten sich Ehrerbietung und Liebe erwarben, sondern besonders Tugend, Klugheit, feiner Anstand und die Kunst, sich gefällig zu bezeigen und zu gefallen.

Neigte sich der Ritter endlich dem Tode, so wurde auch hier die möglichste Pracht angewendet, um die letzte Ehre dem Ehrenvollen noch auf die würdigste Art zu beweisen. Gewöhnlich wurden die Ritter in voller Rüstung beerdigt, vorzüglich aber mit dem Schwerte und den Sporen, angethan mit ihrem Wappenrocke, es sey denn, daß sie selbst gewünscht hatten, auf eine nicht so weltliche, sondern mehr geistliche Art beigesetzt zu werden, das heißt, angethan mit der Kutte eines Geistlichen, wodurch sie glaubten manche weltliche Sünde abzubüßen.

Die Wappen der Ritter wurden auch häufigst an den Decken und Pfeilern der Kirchen befestigt, damit sie in diesen ein fortwährendes, feierliches Andenken blieben. Entweder weihten die Ritter selbst, nach einem bedenklichen und schweren Kampfe, ihr Schwert, ihre Sporen, oder auch wohl die Rüstung ihrer Gegner, einer Kirche, oder wenn sie starben, wurden die Rüstungsstücke, die

bei der Beerdigungs- und Leichenfeierlichkeit gebraucht worden waren, neben ihrem Leichendenkmahle befestigt. Am häufigsten finden sich Lanze, Schwert, Sporen, Helm und Handschuh, man findet aber auch in Kirchen vielfältig Beispiele, daß große Tafeln befestigt worden sind, um daran die ganze Rüstung, nämlich die schon bereits erwähnten Stücke, und außerdem noch den Panzer, die Arm- und Bein-Schienen zu heften.

In jenen Zeiten ließ man es in Ansehung der Pracht bei Beerdigungen oder Begräbnissen überhaupt an nichts fehlen, und die Großen verordneten hierzu in ihrem letzten Willen außerordentliche Geldbeiträge.

Untergang des Ritterthums.

Nachdem das Ritterthum die herrlichsten Blüthen getrieben, erlag es endlich dem gemeinsamen Schicksale aller menschlichen Anstalten.

Da so viele Vorzüge und so vieler Ruhm mit der Würde und dem Stande des Ritters verbunden waren, so ist es sehr natürlich, daß sich recht viele bemühten, diese Würde zu erhalten; und in dieser Vermehrung der Ertheilung des Ritterstandes müssen wir eine Hauptursache, vom Verfalle des Ritterwesens finden. So ging z. B. schon Kaiser Friedrich I. in Deutschland so weit, daß er, zum großen Aergerniß und Nachtheil der ächten Ritterschaft, anfing, geringe Soldaten und Kriegsknechte auf dem Schlachtfelde zu Rittern zu schlagen, wenn sie sich nur tapfer gehalten, ja blos durch einen rohen Muth ausgezeichnet hatten. Kaiser Friedrich III. ertheilte endlich sogar allen Bürgerlichen förmlich das Recht, daß sie zu Rittern geschlagen werden konnten. Dadurch verringerte sich der Glanz der alten Ritterschaft nicht wenig: die alten Ritter sahen mit Mißvergnügen auf diesen neuen An-

wuchs nieder; sie mochten die Kampfbahn nicht mit denen theilen, die nicht auf gleicher Stufe mit ihnen standen, und so erkaltete bei ihnen die Liebe für Ritterthaten. Als daher die alten Turnierhöfe den Fechtschulen und den Uebungen darin, die größtentheils von rohen und ungebildeten Menschen gehalten wurden, wichen: da war es kein Wunder, daß der alte Rittergeist, und mit ihm die erstaunungswürdigen Wirkungen, die er durch Jahrhunderte über einen so großen Theil Europa's ausgeübt, verflogen. Gottesfurcht und Liebe, die Grundpfeiler eines edlen Ritterthumes, waren nach und nach ganz untergraben worden.

Es bedurfte nur noch eines äußern Beweggrundes, um das Ritterwesen ganz zu vernichten, es bedurfte nur noch eines Mittels, das Ansehen der persönlichen Tapferkeit zu erschüttern und die Last, sowie die Ehre des Krieges, von den Rittern ab auf einen andern Stand zu schieben, die Unentbehrlichkeit der Ritter in den Kriegen aufzuheben: und dies beides bewirkte — die Einführung der stehenden Heere und die Erfindung des Schießpulvers mit dem Geschütz. — **Nachdem aber schon länger der Geist eines in seiner Blüthe so schönen Strebens und Lebens gewichen, und nur die todte Form und ein leeres Spielwerk übrig geblieben, wollen wir nicht klagen, daß auch dieses entwich und die ganze ächte Ritterzeit als ein schöner dichterischer Traum, vielleicht oft durch die Einbildungskraft zu schön geschmückt, vor dem Blick der Geschichte liegt. —**

Zweiter Nachtrag von Verlagsbüchern, welche in der von Jenisch und Stage'schen Verlagshandlung in Augsburg 1836 bis 1837 erschienen sind:

Deuter (Joh. Jak.) Der Triester Correspondent, eine Sammlung kaufmännischer Briefe, zum Unterricht für junge Leute, welche sich der Handlung widmen wollen, m. 1 Kupf. gr. 8. à 16 ggr. oder fl. 1. —

Eith (G.) Die Jungfrau, ihr Beruf und ihre Bildung. Den Töchtern höherer Stände unseres Vaterlandes geweiht, m. 1 Bildniß, auf Postpapier. gr. 8. à Rthlr. 1. 12 ggr. oder fl. 2 30 kr.

— — Die Blumensprache oder der Blumen höhere Deutung, nebst religiösen Naturbetrachtungen. Ein Bildungsbuch für das blühende Alter. Auf Postpapier. gr. 8. à Rthlr. 1. 9 ggr. oder fl. 2. 21 kr.

— — Parabeln und Poesien über Humanität, Natur und Gott. Ein Bildungsbuch für das blühende Alter, auf Postpapier. gr. 8. à Rthlr. 1 oder fl. 1 42 kr.

— — Das Leben Jesu und seiner Apostel. Ein religiöses Erbauungsbuch. Auf Postpapier. gr. 8. à Rthlr. 1. 10 ggr. oder fl. 2. 24 kr.

— — Lebensabriße biblischer Frauen. Blumen aus Palästina, oder biblische Dichtungen. Auf Postpapier, gr. 8. à Rthlr. 1. 10 ggr. oder fl. 2. 24 kr.

— — Vollständige Darstellung aller weiblichen Geschäfte im Haus=, Küchen= und Blumengarten. Auf Postpapier. gr. 8. à Rthlr. 1. 16 ggr. oder fl. 2. 48 kr.

— — Der Jüngling, seine Bildung und sein Beruf als Teutscher. Ein Seitenstück zu der Jungfrau. Auf Postpapier. gr. 8. à Rthlr. 1. 12 ggr. oder fl. 2. 30 kr.

Novali, (Karl Freiherr von) Germanisches Turnbuch, oder die Reit, Fecht= und Jagdkunst, nach den neuesten Grundsätzen dargestellt. Ein Hand= und Hausbuch für Ritterguts=Besitzer Offiziere, Forstbeamte, Akademiker, und überhaupt für alle gebildete Stände. gr. 8. à Rthlr. 1. oder fl. 1 36 kr.

Rösling (Ch. L. Dr. u. Prof.) Angabe einer ganz neuen höchst einfachen und wohlfeilen Schrotwage, vermittelst welcher nur zwei Personen durch eine Schnur und ein Zuggewicht an derselben die Gefälle großer Strecken leicht und genau abwägen können, mit einer Steindrucktafel. gr. 8. à 9 ggr. oder 36 kr.

— — nöthigste Vorlehren aus der Mechanik und Hydraulik mit neuen hydraulischen Lehren für die zu den Berechnungen der Wasserräder ꝛc. besten Ausmittelungen aller Geschwindigkeiten und Gefälle des Triebwassers, und mit einer Beschreibung eines einfachen, wohlfeilen und zum Messen in verschiedenen Tiefen brauchbaren Wassergeschwindigkeitsmessers. Mit Beispielen und einer Steindrucktafel. gr. 8. à 15 ggr. oder fl. 1. —

— — von den oberschlächtigen Wasserrädern mit versuchten Verbesserungen der Berechnung und Einrichtung derselben, Erläuterungen durch Zahlenrechnungen und zweien Steindrucktafeln. gr. 8. à 21 ggr. oder fl. 1. 30 kr.

— — Neue Lehre von den Sackrädern, welche mittelschlächtige sind. Durchaus durch Rechnungs-Beispiele erläutert, und mit einem Baurisse versehen. gr. 8. à Rthlr. 1. oder fl. 1. 42 kr.

— — Von den unterschlächtigen Wasserrädern und den zu der Anlage derselben gehörenden mechanischen und hydraulischen Vorlehren, in welchen viele eigenthümliche Anweisungen des Verfassers in gemeinfaßlicher und durch Rechnungs-Beispiele erläuterter Darstellung zu finden sind. Mit einer lithog. Tafel. gr. 8. à 21 ggr. oder fl. 1. 18 kr.

Zauberbibliothek 1776. à 4 ggr. oder 15 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Novali, Karl von

Germanisches Turnbuch oder die Reit-, Jagd- und Fechtkunst nach den neuesten Grundsätzen dargestellt

Augsburg [1837]

Gymn. 64 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10431720-4